

November 1957

DER MARIENBOTE

Grosser Gott meines Lebens ch will Dir lobsingen an allen drei Ufern Deines Lichtes!

Ich will mit meinem Lied ins Meer Deiner Herrlichkeiten springen: unterjauchzen will ich in den Wogen Deiner Kraft!

Du goldener Gott Deiner Sterne, Du rauschender Gott Deiner Stürme, Du flammender Gott Deiner feuerspeienden Berge!

Du Gott Deiner Ströme und Deiner Meere, Du Gott aller Deiner Tiere, Du Gott Deiner Aehren und Deiner wilden Rosen:

Ich danke Dir, dass Du uns erweckt hast, Herr, ich danke Dir bis an die Chöre Deiner Engel!
Sei gelobt für alles, das da lebt!

Du Gott Deines Sohnes, grosser Gott aller, die da sterben, brüderlicher Gott auf unsrer dunklen Spur:

Ich danke Dir, dass Du uns erlöst hast, Herr, ich danke Dir bis an die Chöre Deiner Engel!
Sei gelobt für unsre Seligkeit!

Du Gott Deines Geistes, flutender Gott in Deinen Tiefen von Liebe zu Liebe, Brausender — bis hinab in meine Seele,

Wehender durch alle meine Räume, Zündender durch alle meine Herzen, Heil'ger Schöpfer Deiner neuen Erde:

Ich danke Dir, dass ich Dir danke, Herr, ich danke Dir bis an die Chöre Deiner Engel!

Gott meiner Psalmen, Gott meiner Harfen, grosser Gott meiner Orgeln und Posaunen:

Ich will Dir lobsingen an allen drei Ufern Deines einigen Lichtes!

Ich will mit meinem Lied ins Meer Deiner Herrlichkeit springen:

Unterjauchzen will ich in den Wogen Deiner Kraft!

Gertrud v. Le Fort

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang November 1957 Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

„. . . daß der Glaube durch die Werke zur Vollendung kommt" (Jak. 2:22)

Der 13. Deutsche Katholikentag, über den wir in der heutigen Ausgabe des Marienboten berichten, hat uns wieder einmal vor tief in die Seele greifende Tatsachen gestellt. Wir haben ein großes „Drängen hin zu Gott" erlebt, und wir haben ein erschütternd weitgreifendes „Drängen fort von Gott" gesehen. Beides unter unseren uns am nächsten stehenden Brüdern und Schwestern, unter den deutschsprechenden Katholiken hier in Canada.

Schon allein, daß uns ein klares Bild über Glaubenstreue, über Glaubenskälte und über Abfall vom Glauben unter den deutschsprechenden Katholiken unseres Landes kam, hat den Katholikentag von Toronto zu einem höchstwichtigen Ereignis werden lassen. Wir haben ein großes „Drängen hin zu Gott" spüren können, als wir die vielen betenden, lauschenden Gläubigen sahen, die sich zu den Gottesdiensten der Katholikentagungen in der St. Patrickskirche zu Toronto versammelten. Es kam uns dieses „Drängen hin zu Gott" ganz besonders in der Unruhe zum Bewußtsein, von der der an den Nachmittagen sich versammelnde Arbeitskreis katholischer Männer belebt war.

Es sprach dieser Arbeitskreis von Zahlen und vom Geist, der viele unserer Brüder und Schwestern beherrscht. Die Zahlen der abseitsstehenden deutschsprechenden Katholiken, jener, die ganz ohne Kirche und Gott leben, sind erschreckend hoch. Der Geist, der sie von Altar und Gottesdienst fernhält, sieht fast unüberwindbar aus. Und der Apostel, die den kalten Katholiken, den zum Sektenglauben Übertretenden und den schon fast ganz Glaubenslosen nachgehen könnten, gibt es viel zu wenig.

Das „Drängen fort von Gott" unter den deutschen Katholiken Canadas ist zum ernsten Seelsorgeproblem geworden. Kardinal McGuigan begann seine Ansprache an den Deutschen Katholikentag am Samstag Abend (31. August) mit den Worten: „Wenn morgen früh die Sonntagsglocken zur Kirche rufen, wird das hl. Evangelium hier in meiner Stadt (Toronto) in 21 Sprachen verkündigt werden. Die drittgrößte Sprachengruppe meiner Katholiken sind die Deutschen."

„Wo sind nun die deutschen Katholiken?", fragte sich der Arbeitskreis der katholischen Männer. Die verschiedensten Antworten wurden auf diese Frage gegeben. Man sprach vom „Dollarglauben und Dollarhetzen" vieler Neueinwanderer, man sprach von jenen vielen, die nur dann den Weg zum Priester fänden, wenn materielle Hilfe nötig, und dann nie wieder kämen, nachdem diese Hilfe gegeben worden sei. Man sprach auch darüber, daß vieles anders sein könnte, wenn diese oder jene katholische Gruppe ihre Pflichten pünktlicher erfüllen, in manchen Fällen

auch die Art und Weise ihrer Pflichtausübung umgestalten würde.

Ein brennendes „Drängen im Glauben" belebte die Nachmittagsdiskussionen der katholischen Männer, und wie immer bei derartigen Gelegenheiten, traten auch hier zwei uralte Versuchungen in den Vordergrund: Die Jonasversuchung und die Petrusversuchung.

Einmal erschienen alle aufgebrachten Probleme vollständig hoffnungslos.So wie es einst der Prophet Jonas als hoffnungslos ansah, in Ninive nach Gottes Auftrag gegen Abfall und Bosheit zu predigen. Man sagte im Arbeitskreis kurzum: Die Außenstehenden lassen sich nicht bekehren. Es ist zwecklos, an ihr Heimbringen, zurück in die Kirche, zu denken, ja, bei vielen muß man sich ernstlich fragen, ob sie es überhaupt wert seien, daß man sich um sie bemüht.

Ein anderes Mal glaubte man, alle Probleme mit dem dreinschlagenden Schwert St. Petri lösen zu können: Man müsse nur damit beginnen, den einzelnen katholischen Gruppen ins Gewissen zu reden und sie in Marsch zu setzen; es müßte der Klerus uns Laien einmal drangehen lassen, uns etwas mehr trauen — usw. usw.

Aussprachen sind dazu da, alles Denken und Meinen ans Tageslicht zu bringen, offen und ehrlich, um nachher an Hand der Grundsätze des Glaubens zu prüfen, klarzustellen, und im Sinne keines anderen als nur des Einen zu entscheiden: Im Sinne unseres Herrn Jesus Christus.

Und das hat der Arbeitskreis der katholischen Männer zu tun versucht.

Dem Propheten Jonas ließ der Herr übernacht einen Wunderbaum wachsen, und übernacht nahm Er ihm diesen Baum wieder fort. Jonas aber zürnte deswegen. Da sprach Gott: „Dir ist es schade um den Wunderbaum, um den du dich nicht abgemüht, den du nicht großgezogen hast. Mir aber sollte es um Ninive nicht leid sein, diese große Stadt, worin mehr als 120 000 Menschen sind, die nicht die Linke von der Rechten unterscheiden?" (Jonas 4:10,11).

Es wurde sich der Arbeitskreis der Männer bewußt, daß es sich in seinen Besprechungen um den „Wunderbaum Kirche" handelt, den Gott sich großgezogen hat, wo Gott entscheidet, ob etwas zwecklos ist oder nicht, und wie die Dinge angepackt werden müssen. Um den „Wunderbaum Kirche", dem wir alle als lebende Zweige angehören. Als Zweige, die Frucht hervorbringen müssen, auch apostolische Frucht. Denn nicht nur den geweihten Gliedern des Mystischen Leibes unseres Herrn Jesus Christus, den Bischöfen und Priestern, wurde der Auftrag gegeben, der Welt das Heil — Heilung und Heiligung — zu bringen: Auch auf den Laien lastet dieser Auftrag. Darum entschied der Arbeitskreis der katholischen Männer ganz im Sinn des klaren, apostolischen Wortes des hl. Ignatius Loyola:

„Liebe auch die Verlorenen, liebe den verschütteten Glauben an Christus in ihnen, den sie nicht wahrhaben wollen, liebe die Tugenden, deren sie sich enthalten, liebe das heilige Abbild, das sie trotz allem verkörpern, liebe Christi Blut, durch das sie nach deinem Glauben erlöst sind."

Es muß dem Abgefallenen, dem Außenstehenden auch von den katholischen Laien christlichbrüderlich geholfen werden. Es muß auch der Laie — besonders wo es sich um den deutschsprechenden Katholiken handelt — aktiv und im Rahmen der katholischen Laienaktion den Priestern in der Seelsorge helfen.

Laienhilfe „im Rahmen der katholischen Laienaktion". Dieser Satz ist uns von größter Wichtigkeit. Was damit gemeint ist, muß uns ganz klar sein — wenn wir nicht den ewigen Mißgriffen der Petrusversuchung verfallen wollen!

Petrus schlug mit dem Schwerte drein, als man den Heiland gefangenzunehmen suchte. Des Heilands Antwort aber war: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den Mir der Vater dargereicht hat?" (Joh. 18:11).

Immer wieder kommt es vor, daß man bei Aussprachen über, und bei der Ausübung der katholischen Aktion das Wort „Aktion" so stark betont, daß die nähere Beschreibung des innersten Wesens dieser ganz besonderen Aktion, nämlich das Eigenschaftswort "katholisch", zu verschwinden, in Vergessenheit zu geraten droht. Oft wird diese „Aktion" zum rein äußerlichen Werk, zum dreinschlagenden Kämpfen. Man „katholisiert" drauf los, blind und ohne darüber nachzudenken, ob wohl Gott nicht auch etwas durch Seine Kirche über unsere „katholische Aktion", über Wege und Methoden dieses Werkes, zu sagen habe. Das Resultat bleibt dann auch immer dasselbe: Alles was wir verzeichnen können, sind abgeschlagene Ohren — dazu noch meistens katholische Ohren — während die Seelen unbekehrt bleiben.

„Katholisch" nach dem Herzen Gottes und der Kirche — und um dieses allein kann es sich uns handeln — ist eben nicht jener, der nur „katho-

lisch glaubt", katholisch ist, wer katholisch liebt! Und das ist ein großes, höchst ernstes Kapitel für sich selbst! Bei dieser Liebe geht es nicht nur ums Kämpfen gegen eine böse Welt, dort wird zu allererst das Trinken des Heilandskelches gefordert. Diese Liebe fordert zu allernächst ein Vertiefen des Frömmigkeitslebens, reifste Überzeugung, daß wir im Werk der katholischen Aktion nur die Wege der Kirche gehen dürfen — gehorsam den Plänen und Anweisungen des Kirchenamtes (Bischöfe und Priester), ganz gleich, was unser persönliches Denken und Meinen sein mag. Diese Liebe fordert Demut: Nicht mein Urteilen darf ich predigen, nicht meinem Wort hat der Herr die Kraft des Heiles versprochen: Ich habe der Kirche Wort zu verbreiten, denn ihr Wort ist Christi Wort.

Der Anfang aller Gotteswerke, von menschlichen Händen getan, ist die Demut. Immer wieder suchten die Redemptoristenpatres K. Schindler und E. Urban, die Mitorganisatoren des diesjährigen Deutschen Katholikentages, gerade darauf hinzuweisen, wenn sie sagten: „Der heutige Deutsche Katholikentag ist nur ein Versuch!" Ein Versuch — zum Großen hin.

Wo aber ein Versuch zum Großen hin getan wird, muß mit dem Kleinen, mit den Bausteinen des Fundamentes, begonnen werden. Mit den Bausteinen: Erst einmal lernen, was Katholische Laienaktion wirklich ist; zu gleicher Zeit fromm und frömmer werden; bescheiden bleiben im Pläneschmieden, bescheiden und kirchengehorsam.

Auch das hat der Arbeitskreis der katholischen Männer sich klar werden lassen. Es wurden nur knappe — und doch so weitreichende, entscheidende — Entschlüsse gefaßt: Mag der abgefallene Bruder sein wie er will, liebend wollen wir ihm helfen. Die katholische Tat für dieses Jahr heißt: Verbreitung des einzigen katholischen Blattes deutscher Sprache, das wir hier in Canada haben.

Die Tagungen sind nun vorüber. Jetzt kommt das Handeln. Unser Glauben, das während der Katholikentagungen so freudig bekannt wurde, ist wichtig. Es hat uns aber Gott durch die Hl. Schrift gesagt, „daß der Glaube erst durch die Werke zur Vollendung kommt" (Jak. 2:22). Ob uns unser erster Schritt des Katholischen Laienapostolates gelingen wird, hängt ganz davon ab, ob wir den Kelch annehmen, den Gott uns darreicht, und trinken — die Mühen, die Opfer, die Kreuzwahrheit und das Leben des Herrn. Ob wir uns aufmachen, um durch Straßen zu ziehen, auf Kosten eigener Zeit, eigener Busfahrkarten, eigener Gesundheit, um unseren Brüdern das zu bringen, was wir uns während des Katholikentages ihnen anzubieten vorgenommen haben. Dazu segne uns Gott.

– Der Schriftleiter

In jeder deutschsprechenden katholischen Familie muss sein:

1 – Der „Marienbote" – weil er das einzige Blatt deutscher Sprache hier in Canada ist. Er ist unser Blatt, denn er berichtet uns über unsere vielen deutschen katholischen Gemeinden Canadas, erzählt uns von unseren Brüdern und Schwestern, die da zwischen Alantischem und Stillem Ozean über ganz Canada verstreut leben. Er ist unser Blatt, denn er sucht uns deutsche Katholiken Canadas zusammenzuhalten, uns Religion, katholischen Väterbrauch und Muttersprache pflegen zu helfen.

2 – „Heiligenlegende" von Ludwig Auer, ein völlig neubearbeitetes, reich illustriertes Werk — weil wir Katholiken uns zur „Gemeinschaft der Heiligen" bekennen. Im neuen Land mit den alten, guten, treuen Himmelsfreunden zusammenzuleben, die uns drüben so lieb waren — mit den aus dem Schoß der Kirche hervorgegangenen Heiligen — ist uns Katholiken feste Tradition. Der Himmel hilft immer — wenn er angerufen wird!

3 – „Goffine" – Weil dieses uralte deutsche Buch katholischer häuslicher Belehrung uns den warmen, tieffrommen Geist der Heimat erhält. Es hilft uns, auf unsere Söhne zu vererben, was wir von unseren Vätern übernommen.

4 – Deutsches Gebet- und Gesangbuch. Marienbote, Heiligenlegende, Goffine und Gebetbuch kann man sich in jedem Pfarrhaus unserer deutschen Gemeinden bestellen. Könnten wir wohl bis Weihnachten alles dieses im Hause haben? –

Der XIII. Deutsche Katholikentag Ontarios

Toronto 30. August – 2. September

P. Emil Urban C.SS.R.

Der Deutsche Katholikentag Ontarios, der in diesem Jahre wieder in unserer St. Patrick's Gemeinde gefeiert wurde, hebt sich von allen früheren Katholikentagen schon durch seine Zeitdauer ab. Statt erst am Samstag-Abend mit einem Festessen in der Halle zu beginnen, wurde der diesjährige Katholikentag bereits am Freitag-Abend durch die glanzvolle Feier eines Pontifikal-Amtes in der Kirche eröffnet.

Der Freitag-Abend

Um 8 Uhr abends hielt Seine Excellenz Bischof Francis Allen D.D. seinen Einzug in die St. Patricks-Kirche, um Gottes Segen auf den Katholikentag herabzurufen in einem Pontifikal-Amt. Nach dem hl. Evangelium eröffnete der HH Pfarrer unserer Gemeinde, P. William T. Kroetsch, mit den feierlichen Worten: „Im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes . . ." den XIII. Deutschen Katholikentag Ontarios. Anschließend hielt der HH Prior von Marylake, P. Moors, die Einleitungspredigt, in welcher er in gedankenvoller Weise Zweck und Ziel des Katholikentages aufzeigte, nämlich: „Die lebendige Pfarrgemeinde". — So hat der heurige Katholikentag einen wahrhaft würdigen Anfang genommen und der weitere Verlauf hat die Erwartungen gerechtfertigt, die man auf ihn setzte.

Der Samstag

Das Leitwort des Katholikentages: „Die lebendige Pfarrgemeinde" zog sich wie ein goldener Faden durch alle weiteren Veranstaltungen. Bei der Gemeinschafts-Messe am Samstag früh sprach P. H. Krawitz O.M.I. vom Westen Canadas über die Lebensquellen der lebendigen Pfarrgemeinde: Die Liebe aus Gott und die Gnade aus den hl. Sakramenten. Anschließend bei der „Tagung der Jugend" in der Pfarrhalle sprach P. E. Urban C.SS.R. über das grundlegende Thema: „Jugend und Ideal". Am Nachmittag trafen die lieben Gäste der deutschen Gemeinden Ontarios ein, sogar aus den USA. Sie wurden durch ein eigenes Komitee willkommen geheißen und in vorbereitete Quartiere eingewiesen. Am Nachmittag trafen sich aus den verschiedenen Ständen und Organisationen der Pfarrei sog. „Arbeiterkreise", die alle über ihren besonderen Einsatz beim „Aufbau einer lebendigen Pfarrgemeinde" berieten. — In Küche und Halle entwickelten inzwischen unsere lieben Frauen eine ganz emsige Tätigkeit, um für das große Festmahl am Abend alles in bester Form bereitzustellen.

In diesem Jahre war auch das traditionelle Fest-Bankett von einem besonderen Glanz umgeben. Die Pfarrhalle war eigens neu gemalt und schön geschmückt worden, denn wir hatten die besondere Freude, Seine Eminenz James Cardinal McGuigan als Gast zu begrüßen. Neben ihm die hochw. Seelsorger der deutschen Gemeinden von Windsor, Kitchener, Hamilton und Sudburry und sogar vom weiten Westen. Die „Continentals" spielten während des Essens ihre flotten Weisen und gegen Ende des Mahles ergriff Seine Eminenz das Wort zu einer wundervollen Festansprache. Mit einer hinreißenden Begeisterung sprach der Hochwürdigste Herr Kardinal über die Bedeutung unseres Katholikentages für das

Fahnen und Wimplen, frohe Gesichter und tieffromme Herzen begrüßten Kardinal McGuigan vor den weit offenen Toren der St. Patricks-Kirche zu Toronto. „Lebende Pfarrgemeinde" war das Leitwort des Katholikentages — das Leben der Pfarrgemeinde ist hier: drinnen, hinter den Toren des Gotteshauses, und tief im Herzen jener, die glaubend, hoffend, liebend und werkend dort ein und aus gehen.

Glaubensleben der Deutschen in Canada. Er wies hin auf den großen Anteil der Deutschen beim Aufbau des katholischen Lebens in diesem weiten Lande. Vorerst im Westen, wo Seine Eminenz vorher als Erzbischof von Regina wirkte und den deutschen Siedler ganz unmittelbar erlebte. Aus einer deutschen Siedler-Familie hat Seine Eminenz damals einen jungen Mann ins Seminar geführt, ihn später zum Priester und Bischof geweiht: Den ersten deutschen Bischof von Canada, Exz. Franz Joseph Klein von Saskatoon.

Hier in Toronto bilden die Deutschen die drittgrößte kath. Volksgruppe der Diözese und tragen so gewaltig bei zum raschen Anwachsen der katholischen Kirche. Seine Eminenz kam sodann auf Deutschland zu sprechen und auf die großen Verteidiger der hl. Kirche gegen den gottlosen Nazismus, auf Kardinal Faulhaber in München, Kardinal von Galen in Münster und Kardinal von Preising in Berlin. Er betonte ausdrücklich, wir Deutschen sollen die große Tradition des alten Landes mitbringen in die neue Heimat und sie hier einbauen in das junge Land und Volk. Die lebendige Pfarrgemeinde soll allen Einwanderern eine seelische Heimat werden, genau wie das Land Canada ihnen zur politischen Heimat wird.

Als Seine Eminenz geschlossen hatte, brauste ein phrenetischer Beifall durch die weite Halle. Allgemein hörte man sagen: „So habe ich den Kardinal noch nie zu einer Gemeinde sprechen hören und ich bin doch schon sooo lange in Toronto!" — Ja, man kann die begeisterte Ansprache Seiner Eminenz mit gutem Rechte als den rhetorischen Höhepunkt des ganzen Katholikentages bezeichnen.

Kurz nachdem der hochwürdigste Herr Kardinal uns verlassen hatte, — er mußte an diesem Abend noch zu einer anderen Gemeinde, — traf der Bürgermeister von Toronto in unserer Mitte ein, Mayor Nathan Philipps mit Gemahlin. Er überbrachte uns die Grüße der City of Toronto und erzählte in seiner feinen und humorvollen Weise von seiner Sonderaudienz bei Papst Pius XII. in Rom. Es war das erstemal, daß das Stadtoberhaupt in unserer Halle zu uns sprach!



„Wenn morgen früh die Sonntagsglocken zur Kirche rufen, wird das Evangelium hier in meiner Stadt (Toronto) in 21 Sprachen verkündigt werden. Die drittgrößte Sprachengruppe meiner Katholiken sind die Deutschen", sprach Kardinal McGuigan am Abend des 31. August zu den im Pfarrsaal der St. Patrick's Kirche zu Toronto versammelten deutschen Katholiken. Kardinal McGuigan sprach 45 Minuten lang zu uns. Das Bild zeigt ihn am Ehrentisch der Festgäste. Im Hintergrund der deutsche Männerchor der St. Patrick's-Gemeinde, Toronto.

Nachdem der Bürgermeister geschlossen, traten die anderen Redner des Abends vor das Mikrophon und überbrachten die Grüße ihrer Gemeinden. Vorerst der HH P. Provinzial der Redemptoristen in Englisch-Canada, sodann die Seelsorger der Gemeinden Windsor, Kitchener, Hamilton und Sudburry, und aus dem fernen Westen der Schriftleiter des Marienboten, P. H. Krawitz O.M.I. Auch die deutsche Heimat kam zu Worte durch Konsul Dr. Bammer. Den festlichen Rahmen für all diese Ansprachen an den Katholikentag bildete unser wohlgeschulter Männerchor, der all die lange Zeit mit wahrhaft männlicher Standfestigkeit auf der schwül-heißen Bühne aushielt. Seine Lieder bildeten immer wieder die klangvolle Brücke von Gemeinde zu Gemeinde, die uns ihre Grüße entbot.

Den Abschluß des Programms übernahm die Jugendgruppe unserer Gemeinde in einem formenreichen Volkstanz, der alte Zeiten wieder zu neuem Glanz erweckte. Frohe Geselligkeit für Alt und Jung beschloß sodann den zweiten Abend des Katholikentages.

Der Sonntag

Der Sonntag brachte uns den kirchlichen Höhepunkt und das öffentliche Treubekenntnis des Katholikentages. Schon früh am Morgen gingen viele unserer Katholikenvon Toronto wie auch auswärtige Gäste zu den hl. Sakramenten, um diesem Gnadentage die höchste Weihe zu geben. Bei allen Gottesdiensten war die Kirche weit mehr als gewöhnlich besucht und das Volk betete in schöner Geschlossenheit das heilige Meßopfer mit. Der Seelsorger von Windsor, HH. C. Moullion, hielt jeweils die Predigt und zeigte uns die Größe und Herrlichkeit einer wahrhaft lebendigen Pfarrgemeinde.

Der eigentliche Fest-Gottesdienst des Tages war das Hochamt in Gegenwart des hochwürdigsten

Herrn Kardinals um 12:30. Dabei war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Männer der Gemeinde bildeten das Ehren-Spalier für Seine Eminenz beim Einzug und Auszug. Unser Kirchenchor sang formvollendet die Cäcilienmesse von Turner. Nach dem Gottesdienste ergriff Seine Eminenz zum zweitenmale an diesem Katholikentag das Wort zu einer zwar kürzeren, aber nicht weniger begeisterten Ansprache. Das „Großer Gott wir loben Dich" klang wie ein männlich Treugelöbnis durch die weiten Hallen von St. Patrick's, als der Kardinal segnend die Kirche verließ

Um 4 Uhr nachmittags hielt die katholische Jugend der Gemeinde ihre eigene Bekenntnisfeier in der Kirche, bei der Kaplan Halter von Windsor die Predigt hielt und die Jugend in Prozession und Weihegebeten ihre Treue zu Christus und Seiner Kirche gelobte.

Der Sonntag-Abend rief uns alle in die Massey-Hall zur Groß-Kundgebung am Schluß des Katholikentages. Hier sollten sich alle wie in einem General-Appell versammeln, um die Ideen des Tages hinauszutragen ins Leben. Es war das erstemal, daß solch eine Kundgebung stattfand. Das Programm des Abends zerfiel in zwei Teile: Die richtunggebenden Kurzreferate: „Glaube und Gnade", „Heimat in der Fremde", „Sorge um die Brüder" und „Gott braucht Helfer". Die festliche Umrahmung bildeten eine moderne Orgel und unsere beiden Chöre, der Kirchenchor und der Männerchor, die beide ihr Bestes boten, den Abend festlich zu gestalten.

Nach einer kurzen Pause kam der zweite Teil des Programms, das herrliche Weihespiel: „Selig die Verfolgten". Schon in der Einführung zu diesem Spiel wurde betont, daß es sich nicht um irgendein „Theater" handelt, sondern um das „Passionsspiel der Gegenwart", das Leidensdrama der verfolgten Kirche des Ostens. Es ist dies das Treuebekenntnis des Blutes und des Todes, das sich wie ein Glorienschein über alle Jahrhunderte der katholischen Kirche spannt. Was die Einführung angedeutet, hat das Spiel selbst in tief-ergreifender Weise uns allen ins Herz geschrieben: „Christi Zeugen sein auch vor den blutigsten Tyrannen, und die Dämonie Satans in der Welt besiegen durch die Kraft des Glaubens und der Gnade."



P. William Kroetsch, C.SS.R., Pfarrer der deutschen St. Patrick's Gemeinde zu Toronto. Mit ihm arbeiten die hochw. Patres S. Goetz, C.SS.R., Emil Urban, C.SS.R. und Karl Schindler, C.SS.R. Diesen Priestern aus dem Redemptoristenorden haben wir das große, tiefbefruchtende Program des 13. Deutschen Katholikentages Ontarios zu verdanken. Der ganze Katholikentag war getragen von tiefster Frömmigkeit, von edel katholischer Kultur und auch von froh-fröhlicher deutscher, katholischer „Gemütlichkeit".

Die Spielschar unserer Gemeinde, aus der Kolpingsfamilie und der Mädchengruppe gestellt, hat es in kunstvollendeter Form verstanden, uns diesen großen Reichgottes-Auftrag der Treue bis zum Tode ganz wirklichkeitsnahe erleben zu lassen. Die große Bühne der Massey-Hall war zum Forum der Welt geworden, zum Schlachtfeld der Geister zwischen Gut und Böse — und am Ende siegt doch das Gute, — auch wenn es sterbend siegt, denn der Sieg muß Gottes bleiben! — Die Leute schauten nicht mehr ein bloßes Spiel, sondern sie erlebten die Schrecken einer modernen Christenverfolgung mit, und als zum Schluß der letzte Priester der „Opfergemeinde" zum Tode abgeführt wurde, stimmten alle voll Kraft und Glauben in sein letztes Treubekenntnis ein: „Großer Gott, wir loben Dich!" Es klang wie ein Treuschwur aus Tausenden von Herzen!

Der Montag

Den letzten Ausklang des Katholikentages bildete der Seelen-Gottesdienst am Montag früh mit Gedächtnis der Toten, gehalten von H.H. Heinrichs von Sudburry.

Das Urteil des Volkes über den XIII. Deutschen Katholikentag lautete allgemein: „Wir haben noch nie einen Katholikentag erlebt wie diesen: So groß angelegt, so eindrucksvoll, so wahrhaft katholisch!" — Der Katholikentag ist aber mit dem Totengedenken nicht abgeschlossen, sondern er muß weiterdauern in unserem Leben! „Die lebendige Pfarrgemeinde" muß Wahrheit werden. —

Wenn wir der gebenedeiten Stunde gedenken, da uns Gott aus seinem weisen Sinne und aus seinem fröhlichen Gemüte, das ohne Unterlaß fließt von aller Güte, und aus seinem Munde also wohlgeordnet erschaffen hat, so müssen wir uns äußerlich unserer bösen Sitten und innerlich unseres ungetreuen Herzens schämen, daß wir die edlen, mannigfaltigen Gottesgaben also unnütz tragen, daß sie also wenig Frucht zurück an die Statt bringen, daraus sie geflossen, das ist: zu Gottes Herzen.

Hl. Mechthild von Magdeburg

Fortuna im Nonnenstift

P. Adalbert Seipolt

Von frommen Schwestern, die im Fussballtoto spielten. Das Totospiel: Wetten auf den Sieg einer Fussballmannschaft. Wie man hierzulande auf Pferde wettet, wettet man drüben auf Fussballmannschaften. Wie es frommen Klosterschwestern bei diesem so weltlichen Geschäfte erging, ist hier erzählt.



Schwere Zeiten

Von Luft und Gottvertrauen allein konnte nicht einmal der heilige Wüstenvater Antonius leben. Und nun waren die Schwestern von der Immerwährenden Hilfe durchaus nicht alle heilig — wenigstens nicht so heilig wie der Wüstenvater —, so daß es uns nicht verwundert, von drei Nonnen zu hören, welche die ehrwürdigste Mutter anordnete, um den finanziellen Ruin ihres Klosters abzuwenden. Sei es, daß beschauliche Nonnen um materielle Güter nicht beten sollen, sei es, daß die Heiligen der guten alten Zeit vor dem raffinierten Geschäftsgebaren unserer Tage resignieren — die Novenen halfen nichts. Und wie die Schwestern sich auch abrakkern mochten, die Börse schwoll nicht an. Der sandige Gartenboden gab nach diesem trockenen Sommer nichts her; die Kohlköpfe wurden nicht viel größer als die Tomaten und die Tomaten nicht größer als Haselnüsse. Die Einkünfte aus der Pacht reichten gerade für den Briefmarkenbedarf des Klosters. Der Opferstock in der Kirche führte ein Aschenbrödeldasein, und sogar die eisernen Sparmaßnahmen Schwester Klothildens vermochten die galoppierende Schwindsucht des Klostersäckels kaum abzubremsen, geschweige denn zu heilen. Und mochte die Schwester Grazia auch vor lauter Fasten Doppelkinn und Wangenpolster einbüßen, mochte sich Schwester Brigitta sibirische Temperaturen auferlegen, um Holz und Kohle zu sparen — nichts half. Obendrein waren die Bienenvölker in den Maifrösten grausam dezimiert worden, so daß man nicht einmal die üblichen Pfund Honig verkaufen konnte. Das alles freilich wäre vielleicht noch zu ertragen gewesen, hätte nicht eben in diesen Wochen das hochwürdigste Domkapitel, selber in finanzieller Bedrängnis einer kostspieligen Seligsprechung wegen, zum dritten und letzten Male das Kloster ermahnt, das sechsstellige Darlehen binnen zweier Monate zurückzuzahlen.

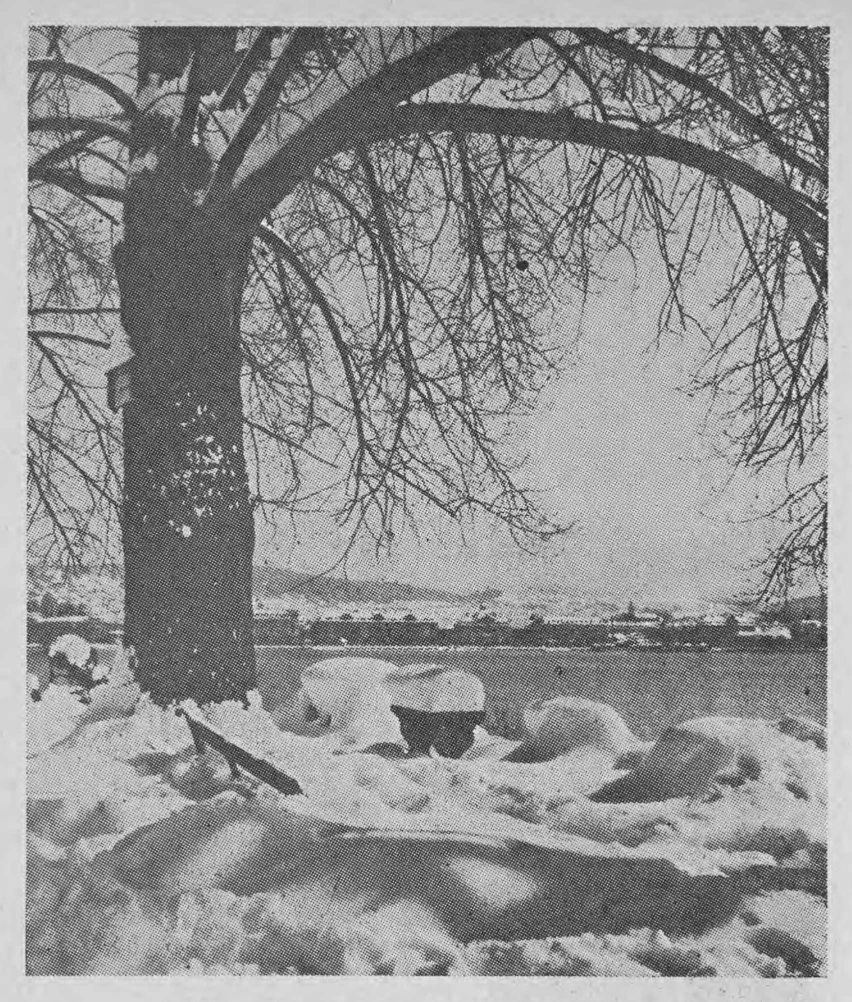
Das große Kapitel

Als die ehrwürdigste Mutter dieses Mahnschreiben las, bekam sie einen Asthmaanfall. Der hohen Kosten wegen mußte sie auf ärztliche Hilfe verzichten, genas daher rascher als sonst und erschien zum großen Kapitel zwar bleich und geschwächt, aber mit langem Atem und fester Stimme; und das war nötig, um Schwester Klothildens sündhaftem Vorschlag entgegen zutreten.

Doch noch war es nicht so weit. Zunächst schilderte die Mutter des Hauses skizzenhaft die trostlose Lage. Erst dann kam sie auf die verschiedenen Vorschläge aus der Schwesternschaft zu sprechen, und und tat sie alle als unbrauchbar ab.

„Schwester Grazia meinte, wir sollten für eine Kleiderfabrik nähen. Mit unserer einzigen Nähmaschine werden wir nicht viel zustandebringen. Einen Wohltätigkeitsball veranstalten lassen, schlug Schwester Eustochium vor. Meine Lieben, ehe wir unser leibliches Heil durch die Sünden der Laienwelt erkaufen, sterben wir lieber in Armut. Im Lande herumzubetteln, verbieten uns die Statuten. Außerdem ist dies ein eifersüchtig gehütetes Monopol der Franziskaner- und Missionskongregationen. Eine unserer jüngsten Mitschwestern — ich will ihren Namen verschweigen — schlug folgendes vor: wir sollten alle geistlichen Rad- Motorrad- und Autofahrer zu großen Wettrennen einladen; sicher ströme das ganze katholische Volk zusammen, um ‚seinen' Bischof, ‚seinen' Kaplan siegen zu sehen; der Klerus sei gewiß gerne bereit, uns den Erlös der Veranstaltung zur Verfügung zu stellen. Nun, selbst wenn ich das letzte Argument nicht bezweifeln würde, blieben noch genug Einwände gegen einen solchen Vorschlag be-

stehen. Bedenken Sie nur die Unfälle, die bei solcher Raserei entstehen können! Wenn beispielsweise unser Generalvikar nicht nur ein Vorderrad, sondern sein Leben einbüßt, sind wir seine Mörder! Schwester Brigitta wiederum meinte, wir sollten — ich bediene mich ihres eigenen Ausdrucks — wir sollten ‚eine Wallfahrt entfesseln', und zwar mit jenem alten Madonnabild, vor dem eine betagte Jungfrau aus Böhmen Anno 1919 Visionen hatte. Dazu bemerke ich nur: hilft uns die Barmherzigkeit der Leute schon nicht aus der Misere, so soll es so etwas auch nicht tun." Und da aus einer Ecke des Kapitelsaales ein mißbilligendes Brumme ertönte, fügte die ehrwürdigste Mutter noch bei: „Zumindestens warten Sie damit solange, bis ich im Grabe ruhe." Erregtes Flüstern huschte durch die Reihen der Schwestern, beschämt senkten sie die Häupter.



Nun wird es kalt, der Winter kommt, und Schnee bedeckt den alten Baum

Hatte die ehrwürdigste Mutter bis jetzt, wie es ihrer dreißigjährigen Erfahrung wohl anstand, alle Register der Autoritätsorgel meisterlich gezogen, so setzte nun doch — um beim Bilde zu bleiben — der Blasebalg aus, als Schwester Klothilde ihren Plan, durch Likörproduktion zu Geld zu kommen, derart geschickt und geschmeidig entwickelte, daß den älteren Nonnen vor Entsetzen der Mund offen stehenblieb. „Ganze große Abteien nähren sich von der Likörproduktion", erklärte Schwester Klothilde, „und leiden keinen Schaden an ihrer geistlichen Zucht."

Totenstille herrschte im Saal, bis endlich die ehrwürdigste Mutter ihre Fassung wiedergewann. Wenn Klöster der Karmeliter, Augustiner oder Benediktiner, alter Tradition zufolge, noch alkoholische Getränke herstellen, so maße sie sich kein Urteil darüber an, sagte sie. Schließlich hätten die Namen dieser Orden in der Likörfachwelt seit langem einen guten Klang, ja manche dieser Orden seien dem säkularisierten Neuzeitmenschen überhaupt nur durch ihre Destillationen bekannt. Ob man das von der Immerwährenden Hilfe auch behaupten könne? (Hier begann Schwester Eustochium vergnügt zu kichern.) Ein Likör der Immerwährenden Hilfe, das sei blasphemische Reklame. Übrigens gebe sie den Schwestern das gräßliche Schicksal dreier Klosterbrüder zu bedenken, die Anno 1950 in Spanien bei einer Explosion im Schnapslabor das Leben verloren. Sei das wohl der fromme Tod, auf den die Askese sie hinführen wollte? Sie verzichtete, über diese Fragen eigens abstimmen zu lassen; die Antwort sei, wie sie ihre lieben Schwestern kenne, überhaupt nicht zweifelhaft und damit erledige sich der sündhafte Vorschlag, so scharfsinnig er auch vorgetragen worden sei, von selbst.

Die ehrwürdigste Mutter schwieg. Schwester Klothilde wagte eine Gegenfrage: „Und was ist nun der Vorschlag der ehrwürdigsten Mutter?"

„Überlassen wir alles der Vorsehung Gottes."

„Dann hätten wir uns das ganze Kapitel sparen und während der Zeit stricken und nähen können", brummte Schwester Klothilde vor sich hin, „das hätte wenigstens ein paar Mark eingebracht."

Die Toto-Idee

Am nächsten Tag war das Fest der Stifterin. Drei Jahre zuvor hatten die Küchenschwestern an diesem Tag noch fünf Gockeln den Garaus gemacht, sechs große Torten gebacken und zwei volle Stunden auf die kunstvolle Garnierung der Speisen verwandt. Und dann waren befreundete Geistliche Räte eingeladen worden, an den Freu-

den des Klosters teilzunehmen. Beim Gläschen Terlaner hatten die Geistlichen Räte die ehrwürdigste Mutter ihres ewigen Dankes und Wohlwollens versichert und geschworen, den guten Schwestern jederzeit tatkräftig zu helfen. Doch wie es geht: von den hochwürdigen Herren war inzwischen der eine gestorben, der zweite erblindet und der dritte ins Domkapitel eingezogen, wo er nun auf alle Schwüre und Torten vergessen zu haben schien. So wurde es diesmal ein trauriges Fest. Statt der knusprigen Gockel gab es Dörrfleisch, statt des Weines einen dünnen Obstsaft, und statt der Geistlichen Räte erschien ein armer Kapuziner, der selber auf Bettelreise war.

Angesicht so vieler enttäuschter Augenpaare verlor Schwester Klothilde allen Appetit. Unter einem Vorwand verließ sie das Refektorium und flüchtete sich in ihre Kanzlei, um in der Arbeit Trost zu suchen. Wie sie es gewohnt war, blätterte sie zunächst die Zeitung durch. Vielleicht war wieder einer der letzten Wohltäter gestorben. Da blieben ihre Augen wie gebannt auf einer Notiz im Sportteil haften. „Eine Viertelmillion im Fußballtoto gewonnen!" schrie es ihr in fetten Lettern entgegen.

Eine Viertelmillion! das war ja noch mehr als die Summe, die sie dem Domkapitel schuldeten. Eine Viertelmillion! Und die hatte ein Möbelfabrikant gewonnen dadurch, daß er auf einen Zettel Einser, Zweier und Nullen malte, Ein Möbelfabrikant, der doch soviel Geld gar nicht mehr brauchte. O sancta justitia! Sollte sie dem Fabrikanten schreiben? Doch das ist sinnlos, sinnlos wie alles, sinnlos wie jedes Weiterschaffen und Weiterwerkeln. Schwester Klothilde stürzten vor Wut die Tränen aus den Augen. Bis ihr auf einmal jemand — war es der Teufel, oder war es der Schutzengel? — einen Gedanken in die Seele träufelte, der sie nun nächtelang nicht mehr schlafen lassen wollte. Wo sie stand und ging, überall geisterte ihr die Viertelmillion, im Toto gewonnen, vor Augen. Da sie bei der ehrwürdigsten Mutter auf keine Hilfe rechnen durfte, beschloß sie, heimlich zu handeln. Schließlich stand das Wohl des Hauses auf dem Spiel, da hatten kleinliche Bedenken zu weichen. Also rief sie den Ministranten Gustl zu sich, steckte ihm zunächst drei polierte Äpfel in den Hosensack und gab ihm dann den Auftrag, ihr einen Tipschein für den Fußballtoto zu besorgen. Er müsse jedoch schweigen wie ein Grab. Gustl versprach es. Und so hatte am Abend Schwester Klothilde den Tipschein in der Hand.

Erste Fußballerfahrung

Doch die Sache war schwieriger, als sie vermutet hatte. Die Namen der Vereine waren ihr ebenso wenig ein Begriff wie einem Mittelstürmer die Rubriken des römischen Breviers. Ihr schwindelte fast vor Borussit, Fortuna, Kickers, Rotweiß, Blauweiß und den vielen Abkürzungen, die sie nicht enträtseln konnte. Was blieb ihr anders übrig, als die Einser, Zweier und Nullen auf gut Glück zu verteilen? Hastig füllte sie den Schein aus und gab ihn mit dem notwendigen Einsatz dem Gustl, der ihn bei der Totostelle abliefern sollte. Ganz wohl war ihr nicht dabei, doch schluckte sie jeden aufstoßenden Zweifel an der Richtigkeit ihres Verhaltens entschlossen hinunter.

In den nächsten Nächten schlief sie kaum. Am Montagmorgen war ihr erster Griff nach der Zeitung. Natürlich, es hatte nicht gut gehen können. Lediglich **drei ihrer** Voraussagungen waren eingetroffen. Kein Wunder, sie verstand ja nichts von der Stärke der Mannschaften. Auch diese will studiert sein. Mit Feuereifer vertiefte sie sich in die Ergebnisse. Und da sie trotz vieler Enttäuschungen in ihrem Leben doch noch immer vom Walten der Gerechtigkeit überzeugt war ,ließ sie die siegreichen Mannschaften des vergangenen Sonntags am kommenden verlieren. Auch dieses System bewährte sich nicht. Nur fünf Voraussagungen stimmten. Die Schwester hatte nun erkannt, daß einige Mannschaften offenbar unschlagbar waren. Diese Erkenntnis verhalf ihr beim dritten Versuch zu sieben richtigen Tips. „Es geht aufwärts!" jubelte sie; und als sie dann noch die Tabelle entdeckt, in der die einzelnen Mannschaften mit Siegen und Niederlagen gewissenhaft verzeichnet waren, glaubte sie, den goldenen Schnitt im Totospiel entdeckt zu haben. Fünf richtige Voraussagungen waren das bschämende Ergebnis. Nun ja, Rückschläge gib es schließlich überall, deswegen darf man nicht den Mut verlieren. Vielleicht bestand das Geheimnis des Erfolges darin, nach Sympathie und Antipathie zu tippen. So ließ sie das nächstemal alle Vereine, die sich der Fortuna, Viktoria und Eintracht verschrieben hatten, gewinnen, jeden SV und FC verlieren, und die Kickers, über deren Bedeutung sie nicht klar wurde, unentschieden spielen. Aber auch das verhalf ihr nicht zur ersehnten Viertelmillion. Darum beschloß sie, Schwester Eustochium einzuweihen. Schwester Eustochium, mütterlicherseits aus dem Geschlecht des Marschall Vorwärts stammend, ging gleich aufs Ganze und riet zur Systemwette. „Oh, nein, das kostet zuviel", wehrte Schwester Klothilde ab. „Es hat bisher so-

---

GOTTES SCHUTZ

Herr, sei heute der Anfang aller meiner Werke und vollbringe sie in Deiner Kraft. Sei heute das Wort meines Mundes, das Lob meines Herzens, das Leben meiner Seele; das Licht in meiner Finsternis, die Kraft in allen meinen Werken und meine Freude durch die Gaben des Heiligen Geistes. Lehre mich Geduld und Demut, erfülle meine Seele mit Deiner Gnade; gib mir Deinen kostbaren Tod zum steten, liebevollen Gedenken in meinem Gebet. Schreibe tief mit Deinem Blute in mein Herz Deine Liebe, daß ich deinetwegen alle Dinge lasse und alles, was mich von Dir scheiden kann. Amen.

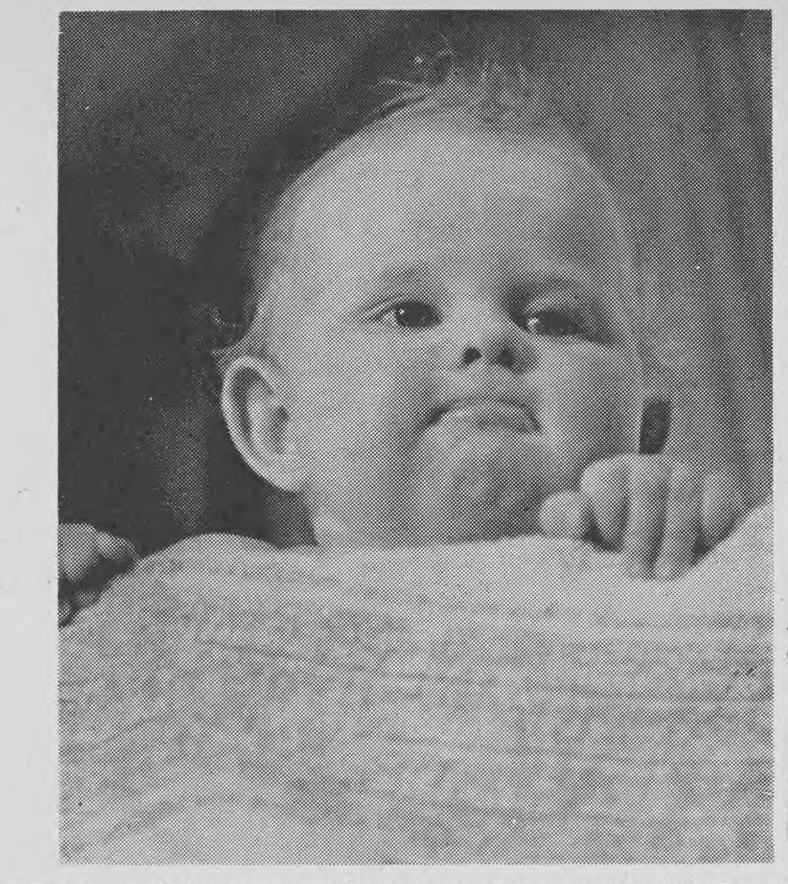
Seuse

wieso schon genug gekostet. Wenn nur die ehrwürdigste Mutter nichts davon erfährt!" Schwester Eustochium entgegnete zuversichtlich: „Sie erfährt höchstens davon, wenn wir gewonnen haben. Und dann wird sie nachträglich ihren Segen nicht verweigern!"

Mit vereinten Kräften shafften die beiden Nonnen acht richtige Tips. „Bei neun erhält man schon etwas ausgezahlt", flüsterte Schwester Klothilde erregt. „Wenn doch die ‚Preußen' nur verloren hätten! Die haben uns mit ihrem Sieg alles verpatzt! Das nächste Mal muß es klappen!"

Riß im Seelengebäude

Es klappte auch das nächste Mal nicht. Dafür war Schwester Klothilde dem Zusammenklappen nahe. Von Tag zu Tag wurde sie nervöser. Sie ertappte sich bei Stoßgebeten wie „Ach Gott, laß die Kickers unentschieden spielen!" und blieb bein Anstimmen des Psalmes „Confitebor tibi Domine in toto corde meo" beim Worte Toto errötend stecken. Sooft sie im lateinischen Offizium den Worten Victoria und Fortuna begegnete, dachte sie an ihre Lieblingsklubs; und als die ehrwürdigste Mutter am Freitagnachmittag gar einen geistlichen Vortrag über die Eintracht hielt, betete Schwester Klothilde inbrünstiger als alle Mitschwestern für den Sieg der Eintracht, nicht im Kloster, sondern auf dem Spielfeld. Kurzum, ihr einst so festgefügtes Seelengebäude bekam ein Riß um den anderen. Das ‚Zuspiel' zu den Mitschwestern ließ zu wünschen übrig; oft stand sie ‚abseits' und zog sich Rügen des Schiedsrichters, will sagen der ehrwürdigsten Mutter, zu; sie überschritt die Grenzlinien der Klausur und mußte sich zurückpfeifen lassen; sie leistete sich sogar ‚Querschüsse' gegen den Gehorsam. In den Netzen ihrer Träume zappelten Bälle; der Rasen ihrer Andacht wurde von johlenden Publikumsmassen und dribbelnden ‚Rothosen' zertrampelt, und in das Gehäuse ihres Gebetslebens knallte ein Tor ums andere. Schließlich hielt sie die innere Qual nicht länger aus und bekannte ihrem Beichtvater zerknirscht ihr Vergehen und ihre



Mag es auch knarren und knirschen, unter unseren Schuhen der eisige Schnee, in unseren Herzen und unseren Köpfen die Sorge: Das Leben ist doch nicht unter zu kriegen. Immer wieder is es da, und mit ihm die Sonne und freudiges Hoffen.

Verwirrung. Dem guten Pater, in seiner Jugend selber ein wilder Außenstürmer, entwischte ein belustigendes Schmunzeln. Aber er verbarg es taktvoll hinter dem weißen Beichttüchlein und ermahnte die Sünderin väterlich, ihr Vergehen der ehrwürdigsten Mutter anzuzeigen, und sie um Verzeihung zu bitten. „Muß das gleich sein?" fragte Schwester Klothilde. „Auf jeden Fall vor dem nächsten Fußballsonntag, meine Liebe." Seufzend erhob sie sich. Ade, du Viertelmillion, ade, Fortuna, Eintracht, ade!

Oder würde die ehrwürdigste Mutter vielleicht doch Einsehen haben? Manchmal war sie überraschender Entschlüsse fähig. Wenn sie nur noch einen Fußballsonntag genehmigte! Es war ja ohnehin die letzte Frist. Eine Woche später sollte das Darlehen zurückgezahlt sein. Mochten die Chancen für einen Gewinn auch 1 zu 100 000 stehen — in Lourdes wurde auch nur jeder Hunderttausendste geheilt und doch macht sich jeder Hoffnung, dieser Auserwählte zu sein.

Als Schwester Klothilde bei der ehrwürdigsten Mutter eintrat, wußte sie sofort, daß alle Hoffnungen trügerisch waren. Ehrwürdigste Mutter schrieb gerade Briefe, und wer sie dabei störte, hatte die eisigste Miene zu gewärtigen. Auch Schwester Klothilde blieb sie nicht erspart. Stammelnd brachte sie ihr Bekenntnis vor, Tränen rollten ihr über die Wangen. Die ehrwürdigste Mutter mißachtete offenbar gänzlich die reumütige Gesinnung Klothildens und starrte nur gebannt auf den Frevel, dessen sie sich schuldig gemacht hatte. Mit schneidender Stimme ließ sie die Worte wie „Ungetreue Verwalterin, Gipfel

des Ungehorsams, verführt vom Weltgeist!” fallen, und jedes dieser Worte bohrte sich wie ein gutgezielter Speer in Klothildens Brust. „Sie sind sicher die erste Tochter der Immerwährenden Hilfe, die ihr Heil im Glücksspiel suchte!” „Glücksspiel —” Klothilde verzerrte bitter ihren Mund, „wo es für mich so zum Unglück ausschlägt!” Und dann versuchte sie, sich durch einen Hinweis auf die katastrophale Lage des Hauses und auf ihre persönliche Verantwortung als Verwalterin ein bißchen zu rechtfertigen. Das Stichwort ‚Verantwortung’ griff die ehrwürdigste Mutter auf der Stelle auf: „Die Verantwortung trage ich. Und die Verantwortung heischt mich, Ihnen erneut einzuschärfen, keinen Pfennig, geschweige denn eine Mark, ohne meine Einwilligung auszugeben.”

Ob sie eine Möglichkeit wisse, die Schulden nächste Woche zu bezahlen, wagte Schwester Klothilde noch zu fragen. Die ehrwürdigste Mutter sagte nichts. Sie öffnete die Tür und ließ die Schwester passieren, ohne sie anzublicken. Das war auch eine Antwort.

Der guten Schwester Klothilde blieb also nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Als jedoch am Donnerstagabend der Gustl, vom Umschwung noch nichts ahnend, wie gewöhnlich den Wettschein brachte, widerstand sie der Versuchung nicht und füllte ihn aus. Nur zu ihrem Privatvergnügen freilich. Sie lieferte ihn nicht bei der Annahmestelle ab, sondern behielt ihn für sich. Dem Gustl sagte sie, diesmal habe sie kein Bargeld für solche Kindereien übrig.

Zehn richtige Tips

Und wenn der kluge Leser nun meint: ‚aha, jetzt kommt, was ich mir gleich gedacht habe; jetzt tippt sie elf richtige Voraussagungen’, so muß er sich sagen lassen, daß er doch nicht so klug ist wie er meint. Nur zehn Voraussagen stimmten nämlich. Ausgerechnet ihr Lieblingsverein Fortuna verhinderte durch sein unerwartetes Unentschieden mit der Eintracht den Hauptgewinn! Doch, was sage ich, verhinderte den Hauptgewinn — sie hatte ja gar keinen Einsatz geleistet. Dabei hätte sie diesmal für ihre zehn richtigen Tips auch fast dreitausend Mark bekommen. Vielleicht hätte dies die ehrwürdigste Mutter umgestimmt. Vielleicht, vielleicht. Ohnmächtiger Zorn brach aus ihr wie aus einem Vesuv hervor, und die getreue Schwester Eustochium, die Komplizin des Glücksspiels, nahm ihre Beine in die Hand, um der vernichtenden Asche zu entgehen. Als die Lava ihrer Wut allmählich erkaltete, erging sich Schwester Klothilde in heftigen Vorwürfen über die Kurzsichtigkeit der Oberen im allgemeinen und besonderen; sie hätten es leicht, verzweifelte Schliche einer ratlosen Verwalterin zu geißeln; sie schwebten freilich in höheren Regionen und halten es für selbstverständlich, jeden Tag eine warme Suppe auf dem Tisch vorzufinden. „Stell’ dir vor, Eustochium, beinahe ein Elfer! Wenn dieser Torhüter von der Fortuna nicht so geblendet gewesen wäre von der untergehenden Sonne — er hätte den Schuß gehalten, und wir hätten die Viertelmillion! Ich gehe zur ehrwürdigsten Mutter. Mit diesem Totozettel und dieser Zeitung gehe ich hin und leg ihr beides ins Brevier. Sie wird Augen machen und endlich erkennen, wie leichtfertig sie unser Glück verscherzt hat!”

Triumph der Oberin

Noch hatte sie ihre Klage nicht ausgesungen, da stand schon die ehrwürdigste Mutter hinter ihr. Ihr Eintreten hatten die Schwestern überhört.

„Bitte, Schwester Klothilde, telegraphieren Sie ans Domkapitel” begann sie in aller Ruhe. „Telegraphieren?” Schwester Klothilde riß es herum. „Ich denke, eine Postkarte genügt auch.” Ehrwürdigste Mutter lächelte nur: „Telegraphieren Sie ans Domkapitel: das Geld wird morgen überwiesen. Eine Viertelmillion.”

Da tat es einen lauten Bums und Schwester Klothilde lag auf dem Bastläufer, Schwester Eustochium schrie auf, beugte sich über die Gefallene und betropfte ihre Stirn mit kaltem Wasser.

„Sie hat zuviel gefastet, die Ärmste”, ließ sich die ehrwürdigste Mutter teilnahmsvoll vernehmen. „An volle Kassen wird sie sich erst gewöhnen müssen.”

Schwester Eustochium erwiderte nichts. Da öffnete Schwester Klothilde die Augen, blickte die ehrwürdigste Mutter entgeistert an und hauchte: „Wirklich eine Viertelmillion?” Die Ehrwürdigste nickte stumm. „Aber — wie kommen Sie zu soviel Geld? Haben Sie etwa —” und hier richtete sich die Schwester kerzengerade auf —, haben sie im Toto gewettet?”

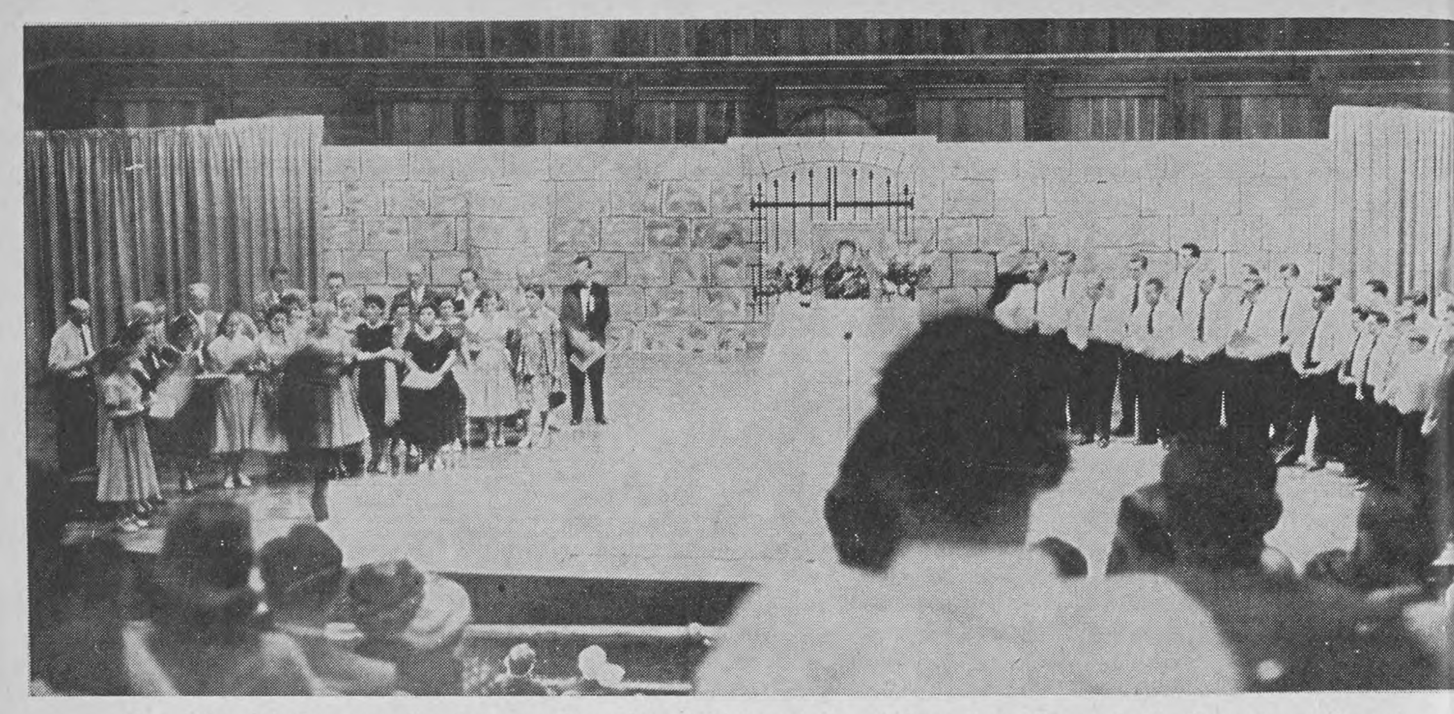
“Elf richtige Tips”, hauchte die ehrwürdigste Mutter zurück und erglühte unter der Haube.

„Auf Anhieb elf richtige Tips!” Schwester Klothilde sank wieder auf den Bastläufer zurück. „Und mir glückten nach vielen Versuchen nur zehn. Warum läßt Gott das zu?”

„Damit Sie mich künftig besser respektieren, Schwester Klothilde!” –

Christus fordert, wir sollten dann, wenn wir alles getan haben, gestehen, daß wir unnütze Knechte sind. Taugenichtse, die im Vollsinn des Wortes zu nichts taugen. Wer nicht diese Armut im Geiste hat, ist für die Frohbotschaft der Gnade nicht vorbereitet. Das Haus seiner Frömmigkeit steht dann auf dem Sand menschlicher Einbildung, wo es doch auf dem Granit der Gnade Gottes ruhen müßte.

Richard Gutzwiller



Das Bild "Maria von der Immerwährenden Hilfe" auf der Bühne der Massey-Hall, Toronto, während der Großkundgebung des 13. Deutschen Katholikentages Ontarios, 30. Aug. - 2. Sept. Auf der Bühne: Links: Der Kirchenchor, rechts der Männerchor der deutschen St. Patrick's-Gemeinde zu Toronto.

Maria von der Immerwaehrenden Hilfe

vom Schriftleiter

Das Bild "Maria von der Immerwährenden Hilfe" auf der Bühne der Massey-Hall war uns des Katholikentages tiefstgehende und höchstgreifende Botschaft. Ihr immerwährendes Dasein im Heilswerk der Kirche als „allerkatholischster Mensch" ist uns Aufruf, das Richtige auch richtig zu tun.

Als wir uns am letzten Abend des Deutschen Katholikentages Ontarios in der feierlichen Massey-Hall der Stadt Toronto zur abschließenden Großkundgebung versammelt hatten, bemerkten wir im Hintergrund der Bühne das Bild „Maria von der Immerwährenden Hilfe". Still hatten seine treuen Verehrer, die Redemptoristenpatres, es dort hingestellt, auf weißgedeckten Tisch, ein paar Blumen rechts und links.

Das große Erlebnis in der Massey-Hall war das Weihespiel „Selig die Verfolgten". Eine erschütternde Dichtung über Not und Tod und Gotteslob der verfolgten Kirche — ein Gottloben über alles Sterben hinaus, ergreifend dargestellt von der Kolpingsfamilie und der Mädchengruppe unserer deutschen St. Patrick's-Gemeinde zu Toronto. Es hat uns dieses Werk der gottbegnadeten Dichterin Tony Van Eyck erfaßt, und es hält uns heute immer noch.

Im Hintergrund der Bühne aber, ja im Hintergrund des ganzen Spieles, sahen wir immer wieder das stille Bild Mariens. Das Bild jener, die Gottes Dichtung ist, die

da hervorging aus den Urtiefen der Gedanken und aus den Urfluten der Liebe des Dreieinigen als „wunderschön prächtige, hohe und mächtige, liebreich holdselige, himmlische Frau". Das Bild jener, die Gott selbst erdichtet, Seinem Sohne zur Mutter, uns Menschen zur immerwährenden Hilfe auf unserem Weg zum Sohne hin, den erschaffenen Jahrtausenden und der nie verrauschenden Ewigkeit zur immerwährenden „Fulgens Corona", zum immerwährenden Strahlenkranz makelloser Hingegebenheit an Gott und an die gotterlöste Menschheit.

Still stand es da, das Bild Mariens. Wer es sah, und wer den Sinn dieser Gottesdichtung versteht, den Sinn des immerwährenden Daseins Mariens im immerwährenden Erlösungswerk des Mystischen Heilandsleibes hier auf Erden, der war auch von der Botschaft dieses stummen „Spieles" erfaßt. Tiefer noch erfaßt als vom Spiel „Selig die Verfolgten" — weil eben Gott selbst hier jeden ansprach, der da sucht nach Seinem Wort.

Ziel und Zweck eines jeden Katholikentages, ganz gleich wann oder wo er stattfindet, ist immer nur eines: Im Gläubigen ein vertieftes Bereitsein für Gott zu wecken, ein Bereitsein nach dem einzig gültigen Menschenvorbild, das Gott nach Christus anerkennt: Nach dem Vorbild Mariens.

„Die heilige Jungfrau Maria, die rosige Magd", wie Heinrich Seuse sie nennt, „ist Organ der Liebe Gottes zur Menschheit. Gott spiegelt Seine Reinheit und Ganzheit in ihr und offenbarte uns dadurch sichtbar deren Größe, deren Glanz. Maria ist die Menschheit, ist der Einzelmensch, ist die Christenheit in ihrer besten Gestalt. Abgesehen vom Gottmenschen Christus ist sie der einzige Mensch, der völlig aus dem Ganzen, der völlig katholon war und lebte. Maria als Vorbild der Kirche, vom Heiligen Geist überschattet, ist der verkörpert katholische, ist der allerkatholischste Mensch" (Julius Langbehn, Geist des Ganzen,124).

In ihr ist gerade das, was wir auf unseren Katholikentagungen suchen — was wir mit brennenden Fackeln suchen sollten — lichthelle Vollendung geworden: das immerwährende Bereitsein, das immerwährende Geöffnetsein für Gott!

Wie Gottes Mahnschrift an uns steht Mariens Bild vor uns. Wie die Mahnschrift des Herrn, nie zu vergessen, nie aus unserem Sinnen zu lassen — die immerwährende Not, in der wir uns befinden.

Unsere Not ist die Sünde. Größere Not als diese gibt es nicht. Denn in der Sünde verschließt sich der Mensch seinem Gotte gegenüber, und es geschieht an ihm, was Gott an Israel beklagte: „Der Liebling ward fett und schlug aus; er ward fett und dick und breit; da verließ er Gott, seinen Schöpfer, und wich ab von Gott, seinem Heil." (Deut. 32:15)

Täuschen wir uns nicht: auch uns kommt dieses „Fettwerden": die Abstumpfung des Verstandes, wie Edith Stein es nennt, auch das Breitwerden: das Ausdehnen des verlangenden Wollens nach allen Weiten und Breiten des Erschaffenen, und auch das Weggehen von Gott, die innere Abkehr von Ihm, bis zur völligen Blindheit — obwohl wir immer noch bei Ihm zu stehen meinen.

Nichts ist schwerer als den Menschen, auch den katholischen Menschen, von der Notwendigkeit des „Volldaseins in Gott" zu überzeugen. Selbst die Eifrigen unter uns überhören nur zu leicht die wichtigste Botschaft aller Katholikentage, die Botschaft vom Pflug, der ackern muß und tiefe Furchen ziehen durch jene Muttererde, auf die allein es ankommt: auf dem Acker der eigenen Seele. Selbst die Eifrigen unter uns drängen oft

Gebet zur Immerwährenden Hilfe

Maria, Himmelskönigin, edelste aller Jungfrauen! Auf Dich, Mutter der Immerwährenden Hilfe, vertrauen wir kindlich in jeder Not und jedem Leid. Segne, o Mutter, die Waffe des heiligen Rosenkranzes zum Kampfe gegen die Mächte der Finsternis! Belebe, gütige Gottesmutter, durch die Fürbitte bei Deinem göttlichen Sohn und im Hinblick auf die heilbringende Kraft seines Opfertodes auf Golgatha, alle durch Satans Tyrannei erstarrten Seelen mit starkem Glauben, grosser Hoffnung und inniger Liebe.

Rotte aus, o Gnadenmutter, aus den Herzen der Menschen den Stachel der Feindschaft und des Hasses, auf dass einkehre in jede Familie und in alle Völker der Erde wahrer Gottesfriede! Erbitte uns vor allem, o Königin des Friedens, dass durch die ausstrahlende Kraft der Verehrung des göttlichen Herzens alle von uns getrennten Brüund Schwestern den Weg zu der einen wahren, von Christus gestifteten Kirche zurückfinden, in der nach Gottes ewigem Ratschluss von der ganzen Menschheit Christus, dem König, gehuldigt werde!

Verlasse, Du Gnadenreiche, keinen Sünder, der mit dem Tode ringt! Erflehe allen die Gnade, dass sie in der Sterbestunde vertrauensvoll die heiligen Namen „Jesus, Maria und Joseph" anrufen. Führe uns, o gütigste Mutter, aus dieser Erdenwelt zur Glorie der allerheiligsten Dreifaltigkeit, um beim himmlischen Gastmahle mit allen lieben Dahingeschiedenen, mit den Engeln und Heiligen, Gottes Herrlichkeit zu lobpreisen in alle Ewigkeit. Amen.

H. Pf., ein dankbarer Diener Mariens.

zur „katholischen" Tat nach falscher Richtung hin: Zum Pflügen im Sand für einen nur moralisierenden oder politisierenden Katholizismus. Und die feinsten Dinge, die heiligsten Dinge, die Gott an uns tun möchte, bleiben ungeschehen. Wir halten uns ihnen verschlossen, entweder aus Uneifer oder aus Übereifer für Dinge, die noch keine Wurzel haben.

Wie schön steht da Maria vor uns, wie ergreifend in ihrer Demut — von der Kirche bewundert an zehn verschiedenen Festtagen „Mariä Demut", wie hoch als „allerklügste Jungfrau" und als „Sitz der Weisheit" in ihrer Einsicht: Sie hat bekannt die „Niedrigkeit Seiner Magd", die Ohnmacht, die Nichtigkeit des immer versagenden Menschen, und sie hat bekannt Ihn, der allein „mächtig" ist das Große zu tun, an ihr, an jedem Menschen und überall. Ihr ganzes „Magnificat" ist ein Bekenntnis zur immerwährenden Hilfe, die uns von Gott kommt und ohne die wir weder etwas sind noch etwas können. Sie hat erkannt und sie hielt sich geöffnet den Gnadenströmen Gottes sieben schwere Wege lang — die Wege ihrer Sieben Schmerzen lang.

Maria ist das Bereitsein, das Geöffnetsein für Gott in seiner allerkatholischsten Verwirklichung. Sie ist „die Hingebungsgewalt des Kosmos" an Gott, staunt Gertrud von Le Fort im Anschluß an die Väterlehre, daß alle Kreatur der gefallenen Schöpfung durch Maria vertreten war, als sie ihr „Mir geschehe" sprach.

Und auch das ist uns wichtig: Marias Geöffnetsein der Gnade gegenüber brachte ihr die Fülle der Gnade. Nur so konnte ihre Seele uns Menschen zum Mutterschoß jener Immerwährenden Hilfe werden, die das Volk in tausend Liedern aller Sprachen so innig besingt.

Still stand es vor uns auf der Bühne der Massey-Hall, das liebe Bild „Maria von der Immerwährenden Hilfe". Es hat hinzugehört und es hat hineingehört in den weiten Rahmen des Katholikentages. Leitwort des Katholikentages war: „Lebende Pfarrgemeinde". Wir sprachen über die Aufgabe der Laien im Aposteldienst der Pfarrgemeinde und der ganzen Kirche.



Milde Königin, gedenke,
wie's auf Erden unerhört,
Daß zu dir ein Pilger lenke,
der verlassen wiederkehrt.
Nein, o Mutter, weit und breit
schallt's durch deiner Kinder Mitte:
Daß Maria eine Bitte
nicht gewährt, ist unerhört —
Unerhört in Ewigkeit!

„Maria ist Laie", schreibt Heinrich M. Koester, „ja mehr als das: sie verkörpert das Hochbild laikaler Heiligkeit und laikal-apostolischer Reich-Gottes-Sorge . . . . Die Erweckung des Laien zum Bewußtsein seiner eigenartigen Sendung . . . wird unter dem Eindruck der Gestalt Mariens nie aus dem Gefühl verlieren, daß sie gegenüber dem hierarchischen Priestertum (in dem der HERR als das Haupt weiter sichtbar in der Kirche wirkt) magdlichen Charakter hat. Und schließlich, daß es nicht nur die äußerlich in Erscheinung tretenden, sondern viel wichtiger noch die innerlichen Formen übernatürlicher Fruchtbarkeit sind, die den Laien und seine Wirksamkeit für die Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Gottes so unentbehrlich machen." (Magd des Herrn, 347)

Diese Worte in Verbindung mit dem Marienbild auf der Bühne der Großkundgebung unseres Katholikentages sollten uns wohl zu denken geben. Sie leiten uns zu einem Nach-Denken aller Ideen an, die uns während des Katholikentages gegeben wurden. Auch zum Nachdenken über die Frage: Warum wohl, nach göttlichem Ratschluß, das immerwährende Dasein Mariens?

In Spanien kennt man die „Bruderschaft zum immerwährenden Dienst der Jungfrau Maria". In ihrem Dienst geht man nicht falsch. Ihr Vorbild ist Gottes Wort an uns: So ist man katholisch!

Das Bild „Maria von der Immerwährenden Hilfe" wurde im Jahre 1499 von der Insel Kreta nach Rom gebracht. Über 360 Jahre lang hing es völlig unbekannt in einer kleinen Kapelle der Via Verulana. 1863 predigte der Jesuitenpater Blosi in der Kirche al Gesù, im Gotteshaus des Gnadenbildes „Maria vom Wege", und er rief aus: „Maria will, daß dieses Bild der Vergessenheit entrissen werde!"

Drei Jahre später stand es bereits auf einem Ehrenplatz der Redemptoristenkirche Roms Sant' Alfonso. Die Redemptoristenpatres hatten es übernommen, das katholische Volk mit der Immerwährenden Hilfe Mariens bekannt zu machen. Heute gibt es kaum ein anderes Marienbild, das so volkstümlich wäre wie „Maria von der Immerwährenden Hilfe". Gerade vor diesem Bilde beten die Gläubigen viel und innig. Und weil es so tief verehrt wird, und weil so treu geglaubt wird an Maria Immerhilf, haben die Redemptoristenpatres von Toronto der „Immerwährenden Hilfe" auch während des Katholikentages den Ehrenplatz eingeräumt: Mitten auf der Bühne des großen Festsaales „Massey-Hall".

Und das war uns die tiefstgehende und höchstgreifende Botschaft des 13. Deutschen Katholikentages Ontarios. –



Aus unseren Gemeinden

Wo finden wir deutschsprechende Priester?

In der Stadt Montreal, Quebec: St. Boniface Church, 218 Roy Street.

In der Stadt Toronto, Ont.: Rev. William T. Kroetsch, C.SS.R., 131 McCaul Street. Mit Pater Kroetsch arbeiten die deutschsprechenden Redemptoristenpatres Emil Urban, Karl Schindler und S. Goetz.

In der Stadt Hamilton, Ont.: Rev. Joseph May, S.A.C., St. Mary's Church, 56 Mulberry Street.

In Windsor, Ont.: Rev. C. Moullion, St. Michael's Church, 2153 Parkwood Avenue. Mit dem H.H. C. Moullion arbeitet Herr Kaplan Halter.

In der Stadt Kitchener, Ont.: Rev. L. J. Sies, St. Mary's Church, 56 Duke Street.

In Sudburry, Ont.: Rev. Arthur Heinrichs, 68 Joseph Street.

In der Stadt Ottawa, Ont.: Rev. C. Stroick, O.M.I., Scholasticate Saint-Joseph, Ave. de Oblats. In der Stadt Winnipeg, Man.: Rev. Fr. Plischke, O.M.I., St. Joseph's Church, 491 College Avenue. In der Stadt Regina, Sask.: Rev. N. Feist, O.M.I., St. Mary's Church, 2026 Winnipeg Street. Mit Pater Feist arbeiten die Oblatenpatres B. Lewans und L. Kaufmann.

In der Stadt Saskatoon, Sask.: Rev. G. Fahlmann, O.M.I., St. Joseph's Church, 535 - 8th Street.

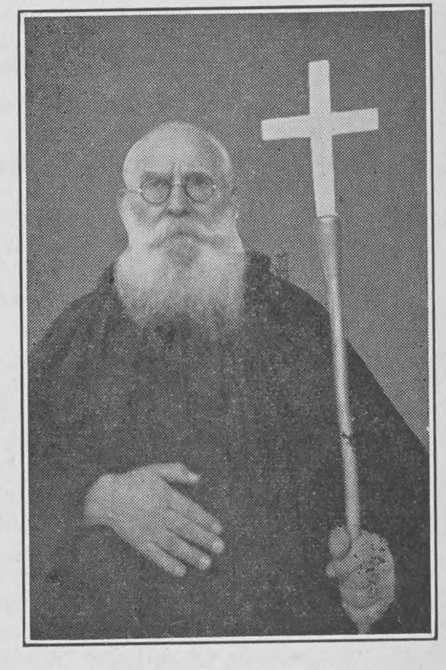
In Calgary, Alta.: Rev. W. Gemke, S.A.C., 219 - 18th Avenue, West.

In der Stadt Edmonton, Alta.: Rev. A. J. Bertsch, S.A.C., 11244 - 101st Street.

In der Stadt Vancouver, B. C.: Rev. P. A. Riffel, O.M.I., Holy Family Church, 1896 East, 32nd Ave. Und: Rev. C. Renneisem, O.S.A., 1201 Woodhead Road, Lulu Island, Vancouver, B. C.

Toronto, Ont. Die im Jahre 1929 gegründete katholische Gemeinde der Deutschen von St. Patrick's, Toronto, wird gegenwärtig von vier Redemptoristenpatres versehen. Folgendes gibt uns ein Bild des gegenwärtigen Wachstums der Gemeinde: 1929: Trauungen 6, Taufen 12. 1939: Trauungen 14, Taufen 32. 1949: Trauungen 27, Taufen 32. 1952: Trauungen 107, Taufen 95. 1954: Trauungen 216, Taufen 206. 1955: Trauungen 227, Taufen 274. 1957 – vom 1. Januar bis zum 31. August wurden verzeichnet: Trauungen 151, Taufen 252. Seit dem Gründungsjahre 1929 wurden in die Pfarrbücher eingeschrieben: Trauungen deutscher Katholiken 1650; Taufen aus deutschen Familien 2254.

Muenster, Sask.



Am 8. September, am Feste Mariä Geburt, konnte Pater Prior Peter Windschiegl O.S.B., Mönch der Benediktinerabtei zu Muenster, Sask., den 60. Jahrestag seines Ordenslebens begehen. Der aus Parkstein in Bayern stammende hochw. Jubilar kam kurz nach seiner Priesterweihe aus Collegville, Minn., (USA) nach Canada. Am 12. Mai 1903 feierte er in der damals eben gegründeten St. Peter's Kolonie sein erstes hl. Meßopfer auf canadischem Boden. Pater Prior Peter Windschiegl O.S.B. war über 27 Jahre lang Schriftleiter der im Jahre 1947 eingegangenen katholischen Wochenzeitung „St. Peter's Bote", die von den Benediktinerpatres von Muenster, Sask., herausgegeben wurde. Als Leiter der einzigen deutschen katholischen Wochenzeitung Canadas hat sich der hochw. Jubilar unerschätzbare Verdienste um das religiöse und kulturelle Leben der deutschsprachigen Katholiken in Canada erwerben können. Wir gratulieren nachträglich.

Maedchen in Rot

Eine leichtsinnige Geschichte
von Frank Frey

Der Prälat saß, die mächtige Stirn in die Hand gestützt, am Tisch und zeigte wenig Lust, den Blick auf die trübseligen Farben des Wintertages vor den Fenstern zu richten.

„So ist es", hörte er die Frau, seine Schwester, auf dem Sofa sagen, „er liebt mich nicht mehr. Josef! Fortwährend nörgelt er. Ich soll kein Bier trinken, sagt er, ich soll nichts Süßes essen. ‚Du wirst immer dicker!' sagt er. Dabei hab' ich drei Pfund abgenommen! ‚Sieh dir die Godulla an', sagt er. ‚Die Godulla sieht viel besser aus als du!' — Ich frage dich, Josef, warum hat er mich dann geheiratet?"

Der Prälat veränderte seine Stellung nicht. „Weil er dich geliebt hat, vermute ich", murmelte er als Antwort.

„Du bist geistlich", sagte die Frau zu ihm, „man merkt's! Du meinst, daß das Gutaussehen dabei nichts zu tun hat. Doch, Josef, es hat was damit zu tun!"

„Dabei", klagte die Frau weiter, „hätte er sich umgesehen, wenn er die Godulla geheiratet hätte! Jeden Tag läßt sie sich von ihrem Manne den Kaffee ans Bett bringen, und jeden Monat bestellt sie sich aus der Fabrik einen Zentner Puder. ‚Das hält jung sagt sie. Und sie geht angezogen wie eine Vogelscheuche und läuft dekolletiert herum, daß ich mich schämen würde, so auf die Straße zu gehen. Wenn ich das Karl sage, sagt er: ‚Was willst du — sie kann sich's leisten. Sie ist halt nicht so dick wie du!' "

Die junge Frau und Schwester des Prälaten begann zu seufzen: „Bin ich etwa dick, Josef? Sag selbst, bin ich dick? — Ich habe ihm schon gesagt: ‚Karl', habe ich ihm gesagt, ‚und wie siehst du aus? Bist du etwa nicht dick! Und wie ungebildet du bist!' Sieh mal, Josef, er schlürft seine Suppe, trinkt jeden Abend Bier und sitzt, so dick wie er ist, in Hosenträgern herum. ‚Sieh dir den Josef an', habe ich ihm gesagt, , der ist auch dick, aber er sitzt nicht in Hosenträgern herum. Der ist gebildet!' Weißt du, was er gesagt hat? ‚Ich bin ja auch nicht geistlich', hat der Karl gesagt. ‚Warum soll ich da gebildet sein?' Und dann hat er mit der Faust auf den Tisch gehau'n und geschrien: ‚Hör endlich auf damit!'

Und dann, so als ob nichts gewesen sei, hat er mir gesagt, der Akademieleiter habe zum Kostümfest eingeladen.

‚Geh doch', habe ich ihm gesagt, ‚geh doch mit der Godulla! Die Godulla sieht ja besser aus als ich!'

‚Gut', hat er gesagt, ‚dann werde ich sagen, daß du Kopfschmerzen hast oder so.' Oh, Josef, wie roh er sein kann!"

Die Frau auf dem Sofa begann zu schluchzen. Der Prälat hob die Stirn aus der Hand und sah sie an. Er seufzte. Die Sache mit Theologie zu lösen, schien ihm unangebracht.

„Dick ist sie nicht gerade", dachte er. „ Wenn sie ihre Haare nicht so streng nach hinten kämmen würde, wäre ihr Gesicht nicht so rund. Und in dem quietschgrünen Kleid sieht sie einfach fürchterlich aus!"

Er holte Luft und sagte: „Es ist eine Qual mit euch beiden! Bin ich dazu Geistlicher geworden, um euren täglichen Kleinkram in Ordnung zu bringen?"

Dann legte er wieder die Stirn in die Hand. — Jadwiga, seine Schwester, weinte leise und ausdauernd.

Plötzlich schlug der Prälat die Faust auf den Tisch und grollte: „Ich werde dir was sagen: du läufst herum wie eine — —"

„Haaaa!" machte Jadwiga erschrocken, ehe der Prälat sagen konnte, wie sie herumlaufe.

Und er sagte auch nur: „Na ja . . ." Denn er war geistlich.

Nach einer Weile sagte er: „Du bist doch immer ein hübsches Mädchen gewesen, Jadwiga. Und du siehst doch auch jetzt noch recht ordentlich aus. Ich fürchte nur, zehn Ehejahre haben euch beide, den Karl und dich, etwas schlampig gemacht. Das wird" — er steigerte seine Stimme — „das wird anders!"

Nach einer Weile sagte er: Wenn ich mir so vorstelle, ich wäre nicht geistlich, sondern ein Ehemann wie der Karl, also da würde ich dir vorschlagen — hmmm — tja — hmmm . . ." Er rieb sich sinnend die Nase. „Aber das werden wir mit Gottes und seines Prälaten Hilfe schon machen!" Verschmitzt lächelnd, zog er sie vom Sofa hoch.

*

„Wie schön", sagte der Akademieleiter, „daß Sie da sind!" Und er schüttelte Karl Muchalik die Hand.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen", sagte Karl Muchalik, „daß Sie mich — äh — uns eingeladen haben."

Karl Muchalik wollte auch noch sagen, daß seine Frau Kopfschmerzen habe, aber der Akademieleiter streckte seine Hand bereits nach einem geistlichen Herrn aus, der, im Range eines Prälaten, der Schwager des Karl Muchalik war, und sagte: „Wie schön, daß Sie da sind, Euer Gnaden!"

In Anbetracht seines alleinigen Auftritts versuchte Karl Muchalik, sich ihm zu entziehen, aber der Prälat war schon auf ihn zugetreten und sagte ihm zwinkernd und mit einem lustigen Zucken seiner großen Nase: „Wie schön, daß du da bist!"

„Es ist sehr freundlich von Ihnen", begann Karl Muchalik verwirrt und verbesserte sich rasch: „— — — sehr hübsch, daß ich dich hier treffe!" Nach einer kleinen Pause stotterte er nebenher:

„Der Jadwiga ist — äh — ist — unpäßlich — hm . . .”

„So, so”, sagte der Prälat, „unpäßlich — hm. Na ja: denn viel — hm viel Vergnügen, Karl!”

Freundlich winkend ließ er ihn stehen, und Karl hörte noch, wie der Akademieleiter zu mehreren sagte: „Wie schön, daß Sie da sind!” Dann versuchte er, unter den Damen, die ihre halben Gesichter mit Seidenmasken getarnt hatten, jemand Bekanntes zu entdecken.

Ein Dame in heftig dekolletiertem Jägerkostüm winkte ihm aufgeregt zu, er winkte zurück und vermutete, daß das die Godulla sein müsse.

„Wie schön, daß Sie da sind!” sagte die Diana, die oft im Hause des Akademieleiters verkehrte.

Dann ging er mit der Diana Godulla Kognak trinken. Er versuchte auch seit längerer Zeit, einige geistvolle Witze zu machen, aber als er merkte, daß Godulla immer an der verkehrten Stelle lachte, ließ er es bleiben and trank nur Kognak.

„Sehen Sie nur, wie reizend!” sagte die Godulla nach einiger Zeit zu ihm und schüttete einen Kognak in ihren Mund.

Irgendeine morgenländische Prinzessin, die Muchalik nicht kannte, trat am Arm des Akademieleiters in den Raum, und eine andere Dame erläuterte, daß dies wahrscheinlich die Tochter des Herrn Akademieleiters sei, die erst kürzlich aus einem Pensionat (sie sagte: Panschionat) zurückgekehrt sei.

Karl Muchalik sah eine Traube von Herren, die am Akademieleiter und seiner Begleitern hing und die die Hände der Prinzessin wechselweise küßten. Mit einem durchsichtigen Vorwand entschuldigte er sich bei der Godulla und ging auf die Traube zu. Er legte die Schultern leicht zurück, obwohl sein Frack scheußlich spannte („ich bin kräftiger geworden!” dachte er), und neigte sich gleichfalls über die behandschuhte Damenhand. Ein rotes Kleid, wie flüssiges Feuer schien es Muchalik, hüllte eine vollschlanke, geschmeidige Gestalt ein. Karl Muchalik fühlte sich in Hochstimmung versetzt, nachdem ihm die Dame sichtlich bevorzugt zulächelte. Es gelang ihm bei einer passenden Gelegenheit sogar, ihr einige Komplimente dergestalt zu machen, daß sie — wie das Schneewittchen — die Schönste im ganzen Land sei. Und das Mädchen in Rot hörte sich dieses Kompliment geneigt an und konterte zart: „Aber nein — Schneewittchen, hinter den Bergen, bei den sieben Zwergen, ist tausendmal schöner als ich!”

Karl spürte ein Zeichen in der

Laien und Katholische Aktion

„Selbst wenn die Kirche hundertmal mehr Priester und tausendmal mehr Ordensleute hätte, so wäre sie doch nicht imstande, der modernen Welt Christus wiederzugeben. Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, liegt in der Entwicklung positiver Laienapostolate” (Erzbischof Byrne von Santa Fé, U.S.A.).

Zur Mitarbeit der Laien am Apostolat der Kirche sprach Professor Flintrop während der 2. Diözesan-Arbeitstagung in Paderborn (18. bis 20. März d.J.) folgende grundsätzlichen Worte:

„Drei verschiedene Aufgabenbereiche stellen ihre Anforderungen an das Apostolat (der Laien) und an eine ihm entsprechende Befähigung:

1) Apostolat als DIENST IN DER KIRCHE, an der Aufbauung des Mystischen Leibes Christi, ist ohne echte und intensive Einübung in ein wirklich geistliches Leben aus den Kraftquellen von Wort und Sakrament und in engster Verbindung mit dem inneren Leben der Kirche einfach nicht existent.

2) DIENST AN DER WELT, an ihrem Heil als Glied der Kirche, ist ohne eine übernatürlich begründete und großherzig entfaltete christliche Weltbejahung, ohne Solidarität und Einsatz kaum möglich und weitgehend wirkungslos.

3) DIENST FÜR DIE KIRCHE in dieser Welt, im Auftrag der Kirche, aber verlangt eine sehr spezifische Spiritualität des Apostolates. Ohne freie Gehorsamsbindung an das Amt und seinen Auftrag, ohne mündige Übernahme von Verantwortung an und in dieser Welt und ohne echte Askese in der Welt — ohne diese drei Haltungen wird das Apostolat von der Gefahr zu Fehlentwicklungen bedroht bleiben.”

Noch ein Wort des Erzbischofs von Cambrai, Msgr. Guerry:

„Die Hierarchie hat immer die gleiche Definition der spezialisierten Katholischen Aktion gelehrt und unermüdlich wiederholt: ein organisiertes Laienapostolat in einem bestimmten Lebensmilieu in Zusammenarbeit mit dem Apostolatsauftrag der Kirche.

„Es ist bedauerlich, daß die Unterscheidung zwischen Katholischer Aktion und sozialer und politischer Aktion nicht begriffen worden ist. Und doch ist sie seit der Schaffung der Katholischen Aktion klassisch. . . Die Erfahrung bestätigt, daß auch die ligitimsten und notwendigsten Aktivitäten im weltlichen Bereich . . . die Aktivisten der Katholischen Aktion schnell auffressen und die Bewegung selber in Gefahr bringen, den Primat ihrer religiösen und apostolischen Ziele zu opfern und die Ordnung der Ziele selbst auf den Kopf zu stellen, wenn man sich nicht unaufhörlich den eigentlichen Gegenstand der Katholischen Aktion ins Gedächtnis ruft. . . .”

Herzgrube. Kämpfend blieb er an der Seite des Mädchens in Rot, und als eine gut gefärbte und eingekleidete Zigeunerkapelle einen Walzer zu spielen begann, bat er kühn um den Tanz.

Das Mädchen in Rot tanzte herrlich leicht. „Sie muß herrlich jung sein!" dachte Muchalik außer sich. „Wenn sie so dick wäre wie Jadwiga, könnte sie nicht so leicht tanzen!"

„Am Ende", flirtete er, „sind Sie gar nicht Schneewittchen, sondern Dornröschen! Denn sie haben doch ein rotes Kleid, rote Wangen und schwarze Haare, und Schneewittchen war weiß wie Milch im Gesicht. Sicher sind Sie Dornröschen. Und ich", folgerte er, „bin der Königssohn. Wenn Sie mir verraten, wo Ihr Schloß ist, komme und entzaubere ich Sie!" Das Mädchen lachte und schüttelte den Kopf. „Wenn alles entzaubert ist", sagte es, „wer weiß, wie dann die Wirklichkeit aussieht . . .?" Mit einem raschen Griff faßte es nach Karl Muchaliks rechter Hand und wies auf seinen Ring: „Dornröschen gehört ins Märchen, und das da — das gehört in die Wirklichkeit."

Karl Muchalik kam aus dem Takt. Ehe er wieder drinnen war, löste sich das Mädchen in Rot von ihm und knickste vor einem anderen Herrn, mit dem es weitertanzte.

Karl Muchalik war verstimmt. Er verfolgte noch einen Augenblick das Mädchen in Rot mit den Augen, dann trank er eine ganze Weile Kognak. Dabei erschrak er über folgendes: Er war verliebt. Es war, als sei ihm die große Liebe nochmals begegnet. „Am besten", so dachte er, „ich gehe nach Hause." — Aber er ging nicht. Er trank weiterhin Kognak und überlegte, wie es sein könnte, wenn das Mädchen in Rot an Stelle der Jadwiga wäre. Zwischendurch schämte er sich seiner Gedanken, vertrieb diese Empfindung aber erfolgreich mit Kognak.

Im Durcheinander seiner Gefühle und Überlegungen drehte er sich zu den tanzenden Paaren um. Da bemerkte er empört, daß sein Schwager, der Herr Prälat, mit dem Mädchen in Rot sprach.

„Das ist doch — unerhört!" brummte er.

Als der Prälat, leicht schwitzend, mit dem Mädchen bei Muchalik angekommen war, machte er eine leichte Verbeugung und sagte: „Daß da, Verehrteste, ist mein Schwager. Mein verheirateter Schwager."

Die überflüssige Ergänzung des ersten Satzes nahm Karl Muchalik dem Prälaten übel. Aber das Mädchen sagte freundlich: „Oh, seine Gnaden haben mir schon sehr viel von Ihnen erzählt!"

Muchalik streifte den Prälaten mit einem mißtrauischen Blick. Aber der Prälat hatte sich schon wieder abgewandt und unterhielt sich mit einem würdig aussehenden Herrn.

„Was —" stotterte Karl, „hat — er — hat er Ihnen von mir — äh — — —"

Das Mädchen in Rot unterbrach ihn. „Wollen wir nicht lieber tanzen? Wer weiß" — es seufzte —, „am Ende ist es das letzte Mal, wo wir zusammen tanzen."

„Dornröschen!" sagte Karl, und das Blut schoß ihm in den Kopf. „Dornröschen — — ich möchte immer mit dir — — tanzen!"

Sie tanzten, und das Mädchen in Rot sagte nach den ersten Takten lächelnd: „Also: wirklich immer? Niemals ohne mich?"

„Wenn es ginge", seufzte Karl Muchalik bedrückt, „immer . . ."

„Es wird gehen!" sagte das Mädchen. „Es wird bestimmt gehen!"

Da kam Karl Muchalik wieder aus dem Takt. Er versuchte auch gar nicht, wieder den Takt aufzunehmen. Er schloß für einen Augenblick die Augen. Er blieb stehen. Dann reckte er sich gefaßt in den Schultern und sagte:

„Dornröschen, kommst du mit — — — Bier trinken?"

Das Mädchen in Rot tat einen überraschenden Schrei: „Bier? Wirklich: Bier . . . Karl . . .?"

Muchalik sah noch einmal das Mädchen in Rot genau und prüfend an und flüsterte dann nah an dessen Ohr: „Du hast einen ekligen Mann, Dornröschen, ich habe einen prachtvollen Schwager und eine — wunderbare Frau. Ab und zu muß man sie nur wieder neu kennen lernen . . ."

Bevor sie Bier trinken gingen, küßten sie sich.

„Das schlägt doch", sagte der Akademieleiter zu seiner Frau und dem Prälaten, der dabei stand, „dem Faß den Boden aus!" Konsterniert wies er auf Karl Muchalik, der das Mädchen in Rot küßte.

Da zupften ihn seine Gnaden, der Herr Prälat, vorsichtig am Rockärmel und sagte: „Was Gott zusammengefügt hat und ein Prälat zeitweilig erneuert, soll ein Akademieleiter nicht trennen!"

Der Akademieleiter verstand das zwar nicht ganz, aber seine Frau stieß ihn kräftig in die Seite — obwohl sie es auch nicht verstand — und sagte: „Euer Gnaden haben immer Recht!"

„Gott sei Dank!" sagte der Prälat trocken und ging dann auch — — — Bier trinken. —

Du gabst, o Gott, dem ewigen Geist die arme Hülle.
Du hast ihn in die Zeitlichkeit entsendet,
Auf daß also sich sein Geschick erfülle. —
Sei du mit deiner Huld ihm zugewandt.
Hilf ihm, o Herr, sich stärken und erheben.
Sein Heil ist ganz in DEINE Hand gegeben! —

ich will aber auch selber nicht Ursache dazu geben;
Herr, ich begehre nicht Leiden von Dir,
aber ich überlasse mich ganz von Herzen
Deinem Wohlgefallen. Seuse

Herr, gib Dich mir zum Sterben aller vergänglichen Dinge!
Herr, gib Dich mir zu einem Leben aller ewigen Dinge!
Herr, gib Dich mir zu einem Innesein in Dir!
Herr, gib Dich mir zu einer Kraft wider alles Böse
und zur Ausführung Deines liebsten Willens!
Herr, gib Dich mir zu einer göttlichen, herzlichen Liebe,
die nimmer vergeht in Ewigkeit! **Seuse**

Der Indifferentismus

Ist es gleich, welchem christlichen Bekenntnis wir angehören? Könnte man die Unterschiede zwischen Katholisch und Protestantisch nicht verschmelzen? Sollten wir nicht darüber schweigen, was uns von unseren nichtkatholischen Brüdern trennt, um umso stärker zu betonen, was uns gemeinsam ist?

Indifferentismus nennen wir jene Geisteseinstellung, die sich in Gedanken wie folgende ausdrückt: Es gibt nur einen Gott und alle Christen dienen demselben Gott. Ob ich nun katholisch bin oder einer anderen christlichen Konfession angehöre, spielt keine wichtige Rolle. Solange ich nur an Gott glaube und Ihm zu dienen suche.

Die Lehre der Kirche fand bezüglich dieses Problems klarsten Ausdruck im Rundschreiben Papst Leo XIII. „Immortale Dei":

„Wenn man der Meinung ist, es sei kein Unterschied zwischen den verschiedenen sich widersprechenden Religionsformen, so geht dies schließlich darauf hinaus, daß man für keine sich entscheiden, keine üben will. Eine solche Ansicht mag sich den Namen nach von der Gottesleugnung unterscheiden, in der Sache ist kein Unterschied. Denn wer von Gottes Dasein überzeugt ist, muß notwendig einsehen, wenn er nicht ganz unvernünftig sein und sich selbst widersprechen will, daß die gottesdienstlichen Einrichtungen, so verschieden und in den wichtigen Punkten einander entgegengesetzt, unmöglich gleich wahr, gleich gut, gleich Gott wohlgefällig sein können."

Gott selbst spricht in der Bibel: „So wahr Gott getreu ist: Nicht Ja und Nein zugleich ist unser Wort an euch!" (2 Kor. 1:18). „Werde nicht untreu der Furcht des Herrn und nahe ihr nicht mit zweifachem Herzen" (Sir. 1:36). „Wie lange wollt ihr auf beiden Seiten hinken?" (3 Kg. 18:21).

„Was die sittliche Fäulnis der Zeit kennzeichnet, ist die klägliche Willensschwäche für das Gute und für das Wahre. Es ist kein Mut da, sich offen für das Rechte zu erklären, es ist nicht mehr: ein Mann ein Wort, das Ja nicht mehr Ja, das Nein nicht mehr Nein; so feige die Menschen in ihren Worten sind, so feige, sind sie auch in ihren Werken. Es ist keine Tatkraft da, um für die erkannte Wahrheit einzustehen, zu wirken und zu leiden" (Bischof Rudiger). Ein Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, vor 40 Jahren veröffentlicht, (am 1. 11. 1917) könnte ebensogut heute geschrieben sein:

„Es ist der Lieblingstraum mancher Kreise, Katholiken und Protestanten möchten, wie sie im Krieg völlig einmütig Schulter an Schulter für das Vaterland kämpften und bluteten, opferten und litten, so allmählich sich auch im Glauben und in der Religionsübung verschmelzen. Man könnte ja, meinen sie, die konfessionellen Ecken anschleifen, von beiden Seiten Zugeständnisse und Abstriche machen und so sich schließlich auf einer gemeinsamen Glaubensgrundlage zu einer deutschen Nationalkirche einigen.

„Das sind unsinnige Träumereien: Versuche, ein verschwommenes, interkonfessionelles Christentum zu erfinden, enden im völligen Unglauben, im religiösen Bankrott. Zu solcher Verleugnung der Grundsätze, Verschiebung der Grenzsteine, Verschleuderung von Glaubens- und Gnadenwerten, zu solchem Verrat an unserem Glauben und unserer Kirche sind wir nicht zu haben. ‚Ein Hirt und eine Herde' (Joh. 10:16) — das ist auch eine schöne Zukunftshoffnung. Aber wir dürfen nie und nimmer ihre Erfüllung beschleunigen wollen durch Preisgabe auch nur eines Pünktleins von dem, was zum Wesen unseres heiligen katholischen Glaubens gehört, wie er durch das Lehramt der Kirche im Namen unseres Herrn und Heilandes verkündigt wird."

Heute kommt man in derselben Frage mit anderenArgumenten. Man glaubt heute, katholische Schriftleiter, Redner, Prediger und Theologen

darauf aufmerksam machen zu müssen, nicht mehr darüber zu reden, was die Christen der einzelnen Glaubensbekenntnisse voneinander trennt, um dafür um so stärker das uns Einigende, Gemeinsame zu betonen.

Daß die Kirche das allen Christen Gemeinsame sorgfältigst herausschält und sorgfältigst pflegt, beweisen die vielen Religionsgespräche und das gemeinsame Wirken in der Liebe Jesu zwischen Katholiken und nichtkatholischen Christen des heutigen westlichen Europas.

Es hat dieses gemeinsame Arbeiten der verschiedenen christlichen Gruppen aber auch deutlicher denn je die Überzeugung aller Vertreter der christlichen Glaubensbekenntnisse hervortreten lassen, daß Religion ohne ganz klare Konfession ein Unding ist. „Religion ohneKonfession ist Konfusion", ist Verwirrung (Schaedler) Immer wieder erweist sich, was Kardinal Faulhaber sagte: „Nur die Mattgläubigen sind immer wieder auch mattherzig."

„Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren. Scheidung der Geister, das ist die Rettung der Geister. Durch klare Gegensatzstellung drängt man unklare Köpfe zurück" (Julius Langbehn).

Gross steht vor uns Gottes Wort: „Seid eifrig darauf bedacht, die Einheit des Geistes zu erhalten durch das Band des Friedens. Es ist nur e i n Leib und e i n Geist, wie ihr ja auch, als ihr berufen wurdet, zu e i n e r Hoffnung berufen worden seid. Es ist auch nur e i n Herr, e i n Glaube, e i n e Taufe!" (Eph. 4:3-5).

Dieses „Eifrig-Bedachtsein", die Einheit des Glaubens, des Geistes zu erhalten, ist göttlicher Auftrag an die von Christus — und keinem anderen als nur von Ihm — gestiftete Kirche.

Es ist nicht nur die katholische Kirche, die derartige Lehren vertritt. In Heft 9, Jahrg. XI der „Herder Korrespondenz" lesen wir: „Man kann dem Evangelischen Bund, seit er unter Leitung von Prof. H. Borkmann steht, nicht absprechen, daß er sich im Rahmen seiner Zielsetzungen um ein gutes und verständnisvolles Verhältnis zur katholischen Kirche bemüht hat. . . Es scheint aber, daß sich neuerdings wieder andere Einflüsse bemerkbar machen. Das zeigt das neue Werbeblatt des Evangelischen Bundes, das allen evangelischen Zeitschriften beiliegt. Es fordert angesichts der ständigen Berührung der Evangelischen mit den Katholischen am Arbeitsplatz, in der Schule, in den Mischehen, auch im politischen und geistigen Leben dazu auf, sich der Unterscheidungslehren und der Unterschiede besser bewußt zu werden."

Es fügt die „Herder Korrespondenz" nach Aufzählung der von den Evangelischen angegebenen „Unterschiede" hinzu: „Was viele ernste lutherische Theologen an Mißverständnissen zwischen dem katholischen und evangelischen Glauben abzubauen sich bemühen, scheint der Evangelische Bund ignorieren zu wollen."

„Es ist ein Geschenk der miteinander erlebten Jahrzehnte der Not, daß uns (Toleranz) auf beiden Seiten tiefer als je zum Bewußtsein gekommen ist und daß wir über dem Gegensatz das Gemeinsame gesucht und gefunden haben. Aber — die Unterschiede sind damit nicht ausgelöscht", endet das Werbeblatt des Evangelischen Bundes.

Wir zitieren hier, nicht um zu neuen, unklugen Reibereien aufzurufen. Es steht das Wort des Herrn: „Seid auf die Einheit des Geistes bedacht d u r c h d a s B a n d d e s F r i e d e n s", durch das Band der Liebe.

An einen „toleranten" Frieden im Sinne der religiösen Bekenntnis-Gleichgültigkeit hat Gott aber nicht gedacht, als Er diese Worte in die Hl. Schrift setzen ließ. Gott kann sich nicht widersprechen. Er ist die Wahrheit selbst, und was der Christenheit von Gott durch die Apostel überliefert worden ist: die Lehre Jesu in ihrer Ganzheit, ohne Abzug auch nur eines einzigen Satzes, einer einzigen Einsetzung und Pflicht — das allein ist die ganze Wahrheit der göttlichen Offenbarung.

Gott ist immer ganze Wahrheit, und „Er ist mit keinem Halben" (Ernst Moritz Arndt). Es muß der Katholik sein Glauben zu vertreten und zu bekennen wissen — wenn er Katholik bleiben will. Genauso wie der Lutheraner es mit seinem Bekenntnis tut, eben weil er Lutheraner bleiben will.

Wie edel und wie „ganz in der Liebe Christi" die katholische Kirche von der „Trennung zwischen uns" denkt, werden wir im nächsten Marienboten zu zeigen versuchen. In Liebe nur denken wir an unsere getrennten Brüder. Aber — unsere Pflicht zum offenen und zum ganzen Bekenntnis ist uns auferlegt von Gott. Verwischen ist Sünde, und auch das Verschweigen der ganzen Wahrheit kann nie der Welt zum Heil werden. Es wirkt Unheil. –

H.K.

In brüderlicher Liebe leben

von Bruno Peters

Eine Bewegung junger Familien in Frankreich und Belgien

Die „Gruppen Unserer Lieben Frau" — der etwas farblose Name bezeichnet eine Bewegung junger Familien Frankreichs und Belgiens, die sich das eine Ziel gesetzt haben: Christentum vorzuleben. Das Christentum aber ist wesentlich Liebe, und so steht am Anfang, ihrer Charta: Wir wollen, daß unsere Liebe, die durch das Ehesakrament geheiligt ist, ein Loblied werde auf den Herrn, ein Zeugnis vor den Menschen. Weil wir unsere Schwächen und die Grenzen unserer Kraft kennen, weil wir Tag für Tag erleben, wie schwer es ist, als Christen in einer heidnischen Welt zu leben, weil wir einen unerschütterlichen Glauben an die Kraft gegenseitiger brüderlicher Hilfe haben, deshalb wollen wir in brüderlicher Liebe leben.

Jede dieser Gruppen besteht aus vier bis sieben Familien, die sich monatlich treffen. Wenn man als Fremder die Versammlung einer Gruppe besucht und sich etwa eingerichtet hat auf Referate oder auf nur geselliges Beisammensein, ist man überrascht. Zunächst über die Herzlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der man aufgenommen wird. Dann aber über die strenge Form und Zucht der Versammlung. Ein einfaches Mahl bildet den Anfang. Danach das gemeinsame Gebet, als Mittel zur tiefsten Begegnung mit dem anderen. „Wenn ich die Sorgen der anderen kenne, werde ich auch für sie beten", sagte mir eine der Frauen des Kreises. Jeder trägt einfach sein Gebetsanliegen vor, etwa Sorgen um die Kinder, um eine Stellung, Anliegen der Gemeinschaft. Und jedesmal beten alle für das entsprechende Anliegen. Bemerkenswert ist auch hier die Offenheit und Ehrlichkeit der einzelnen Anliegen. Was dann folgt, nennen die Franzosen: Studium. Doch ist der Name irreführend. Es ist mehr ein Gedankenaustausch über ein Thema das mit

dem Ziel, nicht so sehr die Dinge sophistisch zu untersuchen, sondern zu einer echten Familien- und Ehespiritualität hinzuführen. Jede Familie hat vor diesem Abend sich schriftlich über das Thema geäußert und diese Überlegungen einer verantwortlichen Familie mitgeteilt. Dadurch kommt ein wirklich fruchtbares Gespräch zustande, weil jeder sich damit beschäftigt hat.

Die correctio fraterna. Daran zeigt sich erst, wie weit der Kreis in der gegenseitigen Liebe und im Vertrauen auf die Hilfe des anderen gewachsen ist, denn gerade hier besteht ja die Gefahr der Schamlosigkeit. Die Verpflichtung des täglichen Betens, des persönlichen Gebetes für die Gemeinschaft sowohl als auch das Gebet mit den Kindern wird hier verantwortet. Gerade hier zeigt sich die gegenseitige absolute Verpflichtung zur Hilfe. Eine Dame des Kreises klagte über Schwierigkeiten bei der täglichen Sammlung zum Gebet. Spontan meldete sich ein Ehepaar, welches sich anbot, zunächst jeden Tag zu beten, um der anderen in ihren Schwierigkeiten zu helfen. Eine andere Verpflichtung ist die „Pflicht, sich hinzusetzen". Das heißt nichts anderes, als daß die Eheleute sich mindestens einmal wöchentlich die Zeit nehmen sollen, miteinander zu sprechen, einen ganzen Abend lang.

Es ist tröstlich zu sehen, mit welcher Ernsthaftigkeit hier der Versuch unternommen wird, die Familie zu einer echten Gemeinschaft in der Liebe werden zu lassen und eine „Großfamilie" zu bilden, um durch diese Gemeinschaft ausstrahlen zu können, einfach durch ihr Dasein und ihr Leben, im Verstehen, im Hören auf die Gedanken und die Nöte des anderen. Neu daran ist vielleicht die straffe Art der Forderung und Arbeit, die man viel eher Mönchen, Priestern oder Unverheirateten zutraut. Doch zählt die Bewegung in Frankreich und Belgien bereits über 2000 Familien, die sich durch ein feierliches Versprechen auf diese „Charta der Gruppen Unserer Lieben Frau" verpflichtet haben. In Deutschland, Italien und England sind Gruppen im Entstehen. Welche Bedeutung dieser starke Impuls zum gemeinsamen Leben und zur inneren Erneuerung der Familie gerade in einer Zeit krassester Ichsucht für die Kirche hat, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. –

Teufel im Frack

Eine Umfrage in England ergab neben vielen anderen interessanten Befunden, daß nur 34 Erwachsene vom Hundert und unter den Jugenlichen nur noch 24 Prozent an den Teufel glauben. Es ist natürlich müßig, aus diesen in Großbritannien ermittelten Zahlen ohne weiteres auf die Mentalität der Deutschen zu schließen; doch gibt es zahlreiche Zeugnisse dafür, daß der Teufel auch bei uns nicht mehr ernst genommen und als eine Märchenfigur abgetan wird.

Nun dürfte es häufig genug zutreffen, daß mit dem Glauben an den „Widersacher" auch der Glaube an den verloren ging, dessen Widersacher der Teufel nun einmal ist. Dieser Bezug gibt den Feststellungen in England und hierzulande eine sehr ernste Seite. Ausgerechnet unsere Zeit, in der der Teufel Orgien feiert, verliert ihn aus dem Gedächtnis. Vielleicht stehen wir hier vor dem teuflischsten Meisterstück des Satans. Wenn er bewirken kann, daß niemand mehr ihn ernstnimmt, so hat er damit völlig freie Hand, kann in jeder Verkleidung auftreten, kann sich alle Methoden aneignen, sich aller Mittel bedienen — niemand wird ihn erkennen, niemand wird mit dem Finger auf ihn zeigen, niemand wird ihn im Namen Gottes beschwören. Wenn es ihm gelingt, den als hinterwäldlerisch zu stempeln, der noch an ihn glaubt, dann kann der Teufel sicher sein, gewonnenes Spiel zu haben bei allen, die Wert darauf legen, für modern und aufgeschlossen, für aufgeklärt gehalten zu werden. Es ist zwar modern, dreimal auf Holz zu klopfen, um ein Unheil, von dem gerade gesprochen wird, zu bannen. Es ist absolut modern, sich ein Amulett umzuhängen oder ein Maskottchen im Wagen vor sich baumeln zu lassen und an dessen Unfallverhütung zu glauben, aber an den Teufel — nein, an den Teufel glauben sie nicht, auch dann nicht, wenn er sie längst in seinen Fängen hat.

Natürlich, er hat die Formen, in denen er in den alten Ammenmärchen auftrat, längst abgestreift, er benützt heute andere Requisiten, vom Scheckheft angefangen bis zum chromglitzernden Vergnügungsetablissement, er stellt uns tausend verschiedene Formen von Machtmißbrauch zur Verfügung, erfindet psychologisch geschliffene Ausreden für unseren falschen Ehrgeiz. Er hat es soweit gebracht, daß die Leute, denen jedes Mittel recht ist, heutzutage für tüchtig gehalten werden, er hat dem Wort „erfolgreich" einen moralischen Beigeschmack verliehen, und er hat schließlich bewirkt, daß die Tugendhaften im Urteil der Allgemeinheit für mittelalterlich und völlig verschroben gelten.

Mit anderen Worten, der Widersacher hat seinen Bockfuß längst operieren lassen und kommt in Lackschuhen daher, trägt einen Frack und macht auf vielen Konferenzen und Empfängen eine gute Figur. Und es gibt zahllose Leute, die bemüht sind, sich mit diesem einflußreichen Herrn recht gut zu stellen, ohne daß sie seine wahre Natur erkennen. Der Teufel der Ammenmärchen hat inzwischen Psychologie und Soziologie studiert und unterhält eine luxuriös ausgestattete Praxis. Er weiß genau: die an ihn glauben, sind die einzigen, die ihm noch gefährlich werden können; alle anderen hat er besiegt. –

Aus der katholischen Welt

Verbot von Wort- und Bilderübertragungen im Gotteshaus — Nach Meldung von NCWC-News Service hat die Ritenkongregation durch ein Dekret vom 7. März 1957 gewisse Anordnungen über den Gebrauch technischer Übertragungsgeräte in den Gotteshäusern getroffen, die zum Teil frühere Verbote in Erinnerung bringen.

Das Dekret verbietet, daß Predigten oder Katechismuslektionen in der Kirche mittels eines Band- oder Radiogerätes übertragen werden. Solche Übertragungen sind auch dann verboten, wenn der Pfarrer nicht in der Lage ist zu predigen und ein Vertreter nicht zur Verfügung steht. Band- oder Schallplattenaufnahmen von religiöser Musik dürfen während liturgischer Handlungen nicht gesendet werden Ihr gebrauch ist gestattet beim Einüben von Gesängen, vorausgesetzt, daß dieses außerhalb des liturgischen Gottesdienstes geschieht.

Insbesondere ist verboten, die beweglichen oder festen Texte des Chorals während des Hochamtes durch Übertragungen zu ersetzen, auch dann nicht, wenn Sänger oder ein Organist nicht verfügbar ist. Auch unmittelbar vor oder nach liturgischen Gottesdiensten sind musikalische Übertragungen nicht erlaubt.

Nach gemeinen Recht sind auch fernerhin Gesänge in der Muttersprache während des Opferungsteiles im Hochamt verboten. Unmittelbar vor oder nach dem Hochamt sind sie dagegen gestattet. Die abweichende Regelung des deutschen Hochamts wird dadurch nicht berührt.

Lichtbildgeräte dürfen in Kirchen nicht aufgestellt werden, auch dann nicht, wenn die Pfarrgemeinde über keinen anderen Raum verfügt, und auch nicht, um katechetische Filme oder Lichtbilder während des Religionsunterrichtes in der Kirche zu zeigen.

Ähnlich wie im Hyde Park von London kann man seit einigen Monaten auch in Anlagen und auf Plätzen Den Haags Predigten für jedermann hören. Diese Predigten, die von der katholischen Vereinigung „Aktie voor God" in die Wege geleitet wurden, haben mehr und mehr Menschen angezogen, und es hat sich sogar eine Art „Stammpublikum" gebildet. Dieser Erfolg hat zu einem ähnlichen Versuch im Welthafen Rotterdam ermutigt. Dort sprechen alle vierzehn Tage und künftig jede Woche zwei Geistliche und ein Laie zum Publikum. Als Ergänzung ist an regelmäßige „Forumabende" gedacht, wo jedermann Fragen stellen und auch sonst an der Diskussion teilnehmen kann.

Gegenüber dem von der kommunistischen Regierung Chinas eingesetzten und den „patriotischen" Katholiken zum Bischof von Shanghai „gewählten" Geistlichen Franz Xaver Chang bleibt die Haltung des Hl. Stuhles unverändert. In einem Kommuniqué, das Radio Peking veröffentlicht hatte, war dem Vatikan vorgeworfen worden, er weigere sich, die „Wahl" dieses Bischofs anzuerkennen. Der Kanon 429 des Kirchenrechtes bestimmt nämlich, daß eine Diözese in der Hand des Generalvikars oder eines anderen vom Bischof bestimmten Priesters bleiben soll, wenn der Bischof selbst infolge ungerechter Inhaftierung oder Vertreibung die Diözese nicht mehr leiten kann.

Die einzige „Hotelpfarrei" der Welt hat jetzt ein irischer Geistlicher in London übernommen. Pfarrer Paul Boland ist für die Seelsorge von 5000 Hotelangestellten in 30 Hotels und 150 Clubs der britischen Hauptstadt verantwortlich. Zu seiner Pfarrei in der Londoner City zählen u. a. drei weltberühmte Hotels mit allein 3600 Kellnern, Köchen, Stubenmädchen, Hotelboys und Tellerwäschern, die zum großen Teil aus Irland oder Italien stammen.

In die Flüchtlingslager Aurich, Esterwegen, Hamburg und Massen sind mehrere Gruppen junger Katholiken unter Führung eines Priesters während der Sommerferien von der „Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit", Köln, zu „Missionen" gesandt worden. Die jungen Katholiken aus verschiedenen westeuropäischen Ländern, leben drei Wochen mit den Flüchtlingen im Lager zusammen, um ihre Freundschaft zu gewinnen und ihnen überall zu helfen, wo es erforderlich ist.

Nach über 159jähriger Abwesenheit sind in diesen Tagen wieder Augustiner-Eremiten nach München zurückgekehrt, wo sie bis zur Säkularisation ein halbes Jahrtausend lang segensreich gewirkt hatten. Vier Mönche haben das neu errichtete Kloster im Stadtteil Schwabing bezogen. Drei der Patres übernehmen die Seelsorge in der neuen, rund 6000 Seelen zählenden Kuratiegemeinde.

Rund 600 000 Schriften der Vatikanischen Bibliothek sind in den letzten vier Jahren in 7 Millionen Aufnahmen auf 900 km Mikrofilm aufgenommen worden. Die Mikrofilme sind für die Bibliothek der katholischen Universität von St. Louis in den USA bestimmt. Die wertvollen Sammlungen der Vatikanischen Bibliothek sollen damit auch den Gelehrten und Studenten Amerikas zugänglich gemacht werden. Die Kosten des Unternehmens wurden durch eine Stiftung der Columbusritter „für die Erhaltung historischer Urkunden der Vatikanischen Bibliothek" gedeckt.

Der 8. Internationale Christkönigskongreß in Fatima wurde mit einem Bekenntnis zu echter christlicher Gesellschaftsordnung und einer Kampfansage an Materialismus und atheistischen Kommunismus abgeschlossen. Der dialektische Materialismus, heißt es in der Schlußresolution, sei die größte Bedrohung des Reiches Christi in der Gegenwart. Eine Koexistenz zwischen Christentum und atheistischem Kommunismus sei unmöglich. Höhepunkt des Christkönigskongresses war der 13. August, der Jahrestag der Muttergotteserscheinung im Jahre 1917. Mehr als 200 000 Pilger waren aus diesem Anlaß zum Marienheiligtum gekommen und nahmen an einer großen Lichterprozession teil.

Glaube, aber kein Kirchgang — Zum Glauben an Gott bekennen sich 78 Prozent der erwachsenen Bevölkerung Großbritanniens, 71 Prozent geben gleichzeitig an, auch an Christus als den Sohn Gottes zu glauben. Dies ist das Ergebnis einer Gallup-Umfrage, die von der englischen Zeitung „News Chronicle" veröffentlicht wird. Von den Befragten erklären 14 Prozent, daß sie sonntags den Gottesdienst besuchen, 85 Prozent meinen, ein Christ brauche nicht in die Kirche zu gehen.

Taipeh (Formosa), Chinesischer General getauft — Am 28. Januar 1957 empfing der chinesische General Sun Lien-Chung mit seiner Gemahlin, die aus der chinesischen Kaiserfamilie stammt, in der Mission von Mucha bei Taipeh das Sakrament der Wiedergeburt. General Sun war in jungen Jahren bereits Gouverneur der Provinz Hopeh gewesen. Im chinesisch-japanischen Kriege hatte er die 6. und 11. Heeresgruppe geführt. An der Tauffeier nahmen viele höhere Offiziere teil, die einst unter General Sun gedient hatten.

Das liturgische Wort im Gottesdienst

V.

Der Lehrgottesdienst: Gott spricht zu uns

Seinen feierlichen Höhepunkt erreicht der Lehrgottesdienst im Evangelium. Diesem gebührt vor allen anderen Lesungen der Vorrang. Jetzt hören wir nicht mehr die Stimme eines Propheten oder Patriarchen, Christus selbst spricht zu uns. So ist das Evangelium die Stimme des lehrenden Gottmenschen. Die sinnreichen Zeremonien um die Evangeliumverkündigung stellen dies deutlich heraus. Seit den ersten Jahrhunderten ist es das Recht des Diakons, die Frohbotschaft zu verkünden. Darum ist der Diakon auf den Mosaiken der altchristlichen Basiliken immer mit dem Evangeliumbuch dargestellt. Er waltet seines Amtes von der Höhe des Ambo aus, zum Volke gewandt. Erst durch den Einfluß der Privatmesse, in der der Priester das Evangelium nach Norden gewandt verkündet, wandte sich später auch der Diakon nach Norden. Im Sinne der Bibel ist der finstere, kalte Norden das Symbol der Erstarrung, des Todes und des Bösen. Dort hat nach dem Wort des Propheten der Fürst der Finsternis seinen Thron aufgeschlagen. Die frohe Botschaft Jesu soll die Winternacht und Erstarrung der menschlichen Seele in einen fruchtbringenden Gnadenfrühling verwandeln.

Der Titel des Evangeliums erinnert an die Zeit, da dieses noch fortlaufend gelesen wurde: Sequentia sancti Evangelii — Fortsetzung des heiligen Evangelienbuches durch den Diakon bezeichnet den Inhalt als die Lehre des Gekreuzigten. Die eigene Bekreuzigung mit dem „kleinen Kreuzzeichen" soll andeuten, daß wir bereit sind, Christi Lehre mit dem Verstand aufzunehmen, mit den Lippen zu bekennen und im Herzen zu bewahren. Das Stehen beim Anhören des Evangeliums ist Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Gotteswort.

Im Evangelium finden wir den Hauptgedanken und das Festgeheimnis des Tages. Nur an einigen Festen verkündet schon die Epistel das Festgeheimnis; so am Pfingstfest oder am Fest des heiligen Stephanus. An manchen Tagen verhält sich Epistel und Evangelium zu einander wie Verheißung und Erfüllung. Am Fest der Erscheinung des Herrn erzählt die Epistel in prunkenden Worten von der Aufnahme der Heiden in die Kirche: „Steh auf, werde Licht, Jerusalem!", während uns das Evangelium die Erfüllung des Seherbildes zeigt: die heiligen drei Könige vor der Krippe des Herrn. An Mariä Verkündigung schaut der Prophet in der Epistel im Geiste die Mutter des Messias: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären". Im Evangelium erleben wir die Botschaft des Engels an Maria: „Sieh, du wirst empfangen und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben." Die deutliche Beziehung zwischen Epistel und Evangelium sehen wir an den Samstagen der zweiten und dritten Fastenwoche. Ein älterer und jüngerer Bruder stehen sich in Epistel und Evangelium gegenüber. Der jüngere, unberechtigte (Jakob), der verlorene Sohn wird seinem Bruder vorgezogen. Am Samstag der dritten Fastenwoche: Die unschuldig angeklagte Susanna wird vor der Verurteilung bewahrt (Epistel), die Ehebrecherin erhält vom Herrn Verzeihung (Evangelium).

Von Anfang an schloß sich im christlichen Gottesdienst an die Lesungen die Predigt an, wiederum ein Erbe aus dem Gottesdienst der Synagoge. Christus selbst hat dort häufig das Wort ergriffen, um seine Lehre vom Reiche Gottes zu verkünden. Paulus und Barnabas werden zu Antiochien in Pisidien von den Synagogen-Vorstehern gebeten, ein Wort der Ermahnung an die gläubigen Juden zu richten. Im christlichen Altertum war es eine Selbstverständlichkeit, daß nach dem Evangelium der Bischof zur versammelten Gemeinde sprach. –

Wie man in Japan Manuskripte ablehnt — Außerordentlich zartfühlende Redakteure gibt es in Japan. Eine große Zeitung in Tokio legt Manuskripten, die den Autoren unveröffentlicht retourniert werden, folgendes Ablehnungsschreiben bei:

„Berühmter Bruder der Sonne und des Mondes! Sieh auf deinen Sklaven, der sich zu deinen Füßen wälzt, der den Boden vor dir küßt und von deiner Barmherzigkeit die Gnade zum leben und sprechen erfleht! — Wir haben dein Manuskript mit Entzücken gelesen. Bei den Gebeinen unserer Ahnen schwören wir, daß wir niemals solch ein Meisterwerk vorher gelesen haben. Würden wir es drucken, so würde Seine Majestät der Kaiser uns befehlen, uns für alle Zukunft nach ihm zu richten und niemals wieder etwas anderes zu drucken, was deinem Werke nicht gleichkäme, und da müßten wir wohl 10 000 Jahre auf ein ähnliches warten. — So schicken wir denn mit 10 000 Entschuldigungen dein Manuskript zitternd und zagend zurück!" Mehr Höflichkeit kann man doch wahrhaftig nicht erwarten; von einem Redakteur, der genötigt ist, ein Manuskript zurückzuweisen.

MENSCHENFISCHER

von Joseph Busch

Vom Apostolate der Laien und den heutigen Schwierigkeiten

Man behauptet, die Fische gehörten nicht zu den intelligentesten Lebewesen. Und so wollen wir hier nicht untersuchen, ob es aus Dummheit ist, daß sie nicht den saftigen Köderwurm anbeißen, den die Angler ihnen mit einer schier übermenschlichen Geduld stundenlang vor der Schnauze auf- und abwippen lassen, oder ob der Intelligenzmangel auf seiten der Angler liegt, die trotz der Borniertheit ihrer Lieblinge oft so viel Pech und so wenig Fische in ihrem Fischkorb nach Hause tragen. Auf jeden Fall: Fischen ist eine große Kunst. Im Tierreich ist nichts launenhafter als die Fische. Von einer Stunde zur andern ist ihr Appetit und ihre Gefräßigkeit verschieden. Bald ist es die Forelle, bald das Rotauge die den Köder anspringen. Bald scheinen alle Arten jedweden Appetit total verloren zu haben.

Christus hat im Evangelium seinen Aposteln verheißen, daß ihr Beruf darin bestehe, „Menschenfischer" zu werden.

Ist es nicht sonderbar, daß Christus fast ausschließlich Fischer in sein Apostelkollegium berufen hat? Gerade dieser Stand muß dafür ganz besondere Anlagen mitgebracht haben. War es vielleicht wegen ihrer unverwüstlichen Ruhe? Oder wegen ihrer zähen, unergründlichen Geduld? Vielleicht war es auch das harte, wetterfeste Wesen, das alle Fischer besitzen müssen, die mit ihrem Handwerk ihren Lebensunterhalt verdienen und Nacht um Nacht aufs Meer oder auf die hohe See hinausfahren und jahraus, jahrein einen erbitterten Kampf auf Leben und Tod mit den entfesselten Elementen auskämpfen müssen.

In den Küstenorten gehen viele Frauen dauernd in Schwarz. Das Meer und der Sturm verlangen ihre Opfer mit unerbittlicher Grausamkeit. Fischerberuf ist ein harter, opfer- und entbehrungsreicher Beruf.

Wollte Christus nicht allen kommenden Aposteln damit sagen, daß ihr Menschenfischerhandwerk ganz viel Geduld, ganz viel Ruhe, ganz viel Beobachtungsgabe und ganz viel Einfühlungsvermögen in die Launen und charakterlichen Wetterwendigkeiten der Menschen, eine unverwüstliche Opferkraft und Berufstreue zur Voraussetzung haben müsse? Aber nicht nur die amts- und berufsmäßigen Apostel haben die Aufgabe, Menschenfischer zu sein. Jeder Generation hat Christus die Verpflichtung auf die Seele gebunden, alle Menschen für ihn zu gewinnen, die noch nicht in seinem Fischernetz eingelaufen sind.

Das ist der Auftrag, der bei weitem die Leistungskraft aller Bischöfe und Priester übersteigt. Das hieße, mit permanenten Pfingstwundern und wunderbaren Fischzügen rechnen, wollte man der amtlichen Kirche allein das Apostolat der ganzen Welt überlassen. Das ist heute um so undenkbarer, als der moderne Mensch nicht mehr so leicht anbeißt, wie das in früheren Jahrhunderten der Fall war. Die Fische haben ihre Launen, doch launenhafter ist der moderne Mensch. Er leidet an epidemischen Appetitsstörungen. Was er vor allem nicht mehr vertragen kann, das ist die Wahrheit, die einfache, nackte, ungeschminkte Wahrheit. Er verträgt nicht mehr die Wahrheit, daß er Gott dienstbar sein muß, daß er Gott verherrlichen muß, daß er Gottes Gesetzen unterworfen ist und daß er Gott für sein religiöses, moralisches und sogar politisches Leben verantwortlich ist.

Er verträgt nicht mehr die Wahrheit, daß wir gefallene Wesen sind, und daß es noch so was wie Sünde gibt. Daß es noch ein sechstes und siebentes Gebot gibt, eine Ehrenmoral, eine Arbeitsmoral und eine Geschäftsmoral.

Er verträgt die Wahrheit nicht mehr, daß es einen Himmel gibt, ein Fegfeuer und eine Hölle. Ein Besonderes und letztes Gericht. Eine ewige Glückseligkeit für die Guten und eine ewige Verdammnis für die Bösen.

Er verträgt das Opfer nicht mehr, so weit es von Gott und dem Gewissen verlangt wird.

Er empört sich gegen die Forderung nach Enthaltsamkeit, Demut, Gehorsam, Verzeihung, Askese und Selbstbeherrschung.

Von Frau Welt läßt er sich aussaugen und ausbeuten bis zum letzten Tropfen Schweiß und Energie, wenn diese ihm ein falsches Herrentum hemmungsloser Freiheit vorgaukelt. Aber Gottes Köder spuckt er aus. Sein religiöser Gaumen ist krankhaft empfindlich und seine religiösen Ansprüche sind auf das äußerste Minimum herabgeschraubt.

Aus diesen Gründen ist das Apostolat heute so schwer. Man muß die religiösen Wahrheiten und Forderungen in Goldpapier verpacken oder sie in der Form wohlschmeckender Drogen verabreichen, damit der heutige Mensch sie noch hinunterschlucke und sie nicht gleich wieder erbreche, mit einem Ekel, der Herz und Leber gefährdet.

Zudem besteht für die heutige Menschenfischerarbeit eine andere Schwierigkeit, die wir unbedingt lösen müssen, wenn nicht alle Fangversuche zur totalen Erfolglosigkeit verurteilt sein sollen.

Habt ihr euch schon die Frage gestellt: „Worin setzen wir denn die Fische, die wir für Christus gefangen haben?" Wir können sie doch nicht in kleine Aquarien oder Teiche setzen und sie dort unter Ausschluß der Öffentlichkeit, groß ziehen, so daß sie nicht mehr mit den andern in Beziehung und Berührung kommen. Der große Strom des öffentlichen

Lebens ist vergiftet. Es ist Kloaken- und Abfallgewässer einer dekadenten Welt. Was darin schwimmt, wird krank. Muß krank werden und muß krank bleiben.

Der moderne Apostel darf daher nicht am Ufer der Zeit stehen und die kleine Schar der Auserwählten herausfischen und in konzentrierter und sozialisierten Seelsorge sich diesen ganz zuwenden, die große Masse aber ihrem traurigen Schicksal überlassen. Wir müssen, um im Vergleich des Evangeliums vom verlorenen Schaf zu bleiben, den gesunden Goldfisch stehenlassen und den neunundneunzig Karpfen nachgehen, die im Schmutz wühlen und im Morast ihr Wohlbehagen fühlen, um auch diese zu retten. Jedes einseitige Spezialistentum ist vor Gott verpönt. Wir können nicht neue Meere und Ströme graben. Wir müssen die alten, verdorbenen und verseuchten Meere und Flüsse wieder entgiften, entseuchen, von Schlamm und Morast reinigen und so die Vorbedingungen schaffen, daß die gesunden Fische gesund bleiben, die kranken und vergifteten Fische aber wieder gesund werden.

Wir müssen in der Erziehung, in der Familie, in der Schule, in der Pfarrei, in den Arbeitsräumen, in den Fabriken, in den Kinos und in den Bibliotheken wieder solche Zustände schaffen, daß das Kind, der Jungmann und das Jungmädchen, überhaupt jeder gefährdete Mensch, nicht verdorben wird, sondern durch die gesunde Atmosphäre, die sie umgibt, gesund erhalten werden.

Wenn ein Bach- oder Flußlauf vergiftet wird und Hunderte von Fischleichen auf dem Wasser schwimmen, wird die Presse mobil gemacht und Stürme der Entrüstung werden entfacht, und mancher Abgeordnete hat sich für die nächste Kanditdatur mit diesen faulen Fischen seinen Abgeordnetensessel neu verdient.

Warum schauen dann aber unsere verantwortlichen Instanzen so ruhig zu, wie das Kind, die Jugend, die Familien und die Gewissen unter dem Schutz der staatlichen Gesetze systematisch verdorben, die öffentliche Meinung und der christliche Glaube zersetzt und vergiftet werden, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn die Generation, die in diesem großen Strom verfälschter Auffassungen und Lebenshaltungen schwimmt, heil und gesund bliebe?

Wir müssen die öffentlichen Flußläufe reinigen vom Geröll und Schmutz und den tödlichen Säuren moderner Irrtümer, vom Leichengift der Unmoral, der sittlichen Verführung und Gefährdung und von dem Kloakengewässer des Unglaubens und des Materialismus.

Wir werden an der Wahlurne auch nur jenen Männern unsere Stimme geben, die für die moralische Entgiftung unseres Volkes eintreten. Alle andere Arbeit ist sonst wertlos und erfolglos. Man muß die Kuh an den Hörnern, nicht an dem Schwanz aus dem Stall führen. Man muß mit dem richtigen Anfang beginnen. Man muß beginnen mit der großen Flußbereinigung, mit der Säuberung des öffentlichen Lebens. Alles andere wird uns dazu gegeben werden.

Luftschutz-Phantasien

In der Schweiz, wo das Volk der „Souverän" ist und alle wichtigen Fragen mit dem Stimmzettel entschieden werden, wurde jüngst darüber abgestimmt, ob ein umfassender Luftschutz eingeführt werden solle oder nicht. Es ergab sich eine Mehrheit gegen den Luftschutzplan der Regierung. Diejenigen, die mit Nein stimmten, haben das sicherlich nicht deshalb getan, weil sie annehmen, die Schweiz werde in einem neuen europäischen Krieg verschont bleiben. Jeder Schweizen weiß heute, daß ein neuer Krieg keine neutralen Naturschutzgebiete achten wird. Die Mehrheit, die sich gegen den Luftschutzplan aussprach, ging von der Erkenntnis aus, daß der Luftschutz nur ein Tropfen auf einen heißen Stein bedeutet und sich die Ausgaben in keiner Weise lohnen. Die Auffassung, daß jeder Luftschutz Stückwerk bleiben muß, hat ein paar Tage darauf der Leiter des amerikanischen Amtes für Luftschutz, Peterson, bestätigt. Er hat ein Bauprogramm für atombombensichere Luftschutzkeller in Höhe von 32 Milliarden Dollar (130 Milliarden DM) gefordert. In seinem Bericht an den amerikanischen Kongreß wies er darauf hin, daß ohne solche Bunker „mindestens" 98 v. H. der Zivilbevölkerung bei einem Atomangriff getötet würden. Aber auch wenn die Bunker gebaut würden, sei in den Städten noch immer mit einem Verlust von 40 v. H. der Zivilbevölkerung zu rechnen. „Um die gesamte Bevölkerung zu retten", heißt es wörtlich in dem Bericht von Peterson, „dazu gibt es kein Mittel." Diese Zahlen sind zwar geschätzt, aber es gingen ihnen langwierige und sorgfältige Untersuchungen voraus. Deshalb sind sie doppelt geeignet, einem das Gruseln beizubringen. In diesen Tagen waren es zwölf Jahre her, daß die allierten Truppen bis zum Rhein vorstießen. Seitdem ist ein gewaltiges Werk des Wiederaufbaus geleistet worden. Aber noch immer klaffen in den Städten und Dörfern Tausende von Häuserlücken und Ruinen, die durch Bomben entstanden sind, die sich, verglichen mit den heutigen Atombomben, wie Pfeil und Bogen zum Maschinengewehr ausnehmen. Wie wird eine Großstadt nach dem Abwurf einer Wasserstoffbombe aussehen? Das amerikanische Amt für Luftschutz „hofft", für 132 Milliarden DM die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung bei einem Angriff mit Atombomben retten zu können. Es gäbe ein viel billigeres Mittel als Atombunker, um die gesamte Bevölkerung zu retten — eine vernünftige Politik. –

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Agnes sah, wie der Arzt sich so sehr in seine eigenen Gedanken verloren hatte, daß kaum noch etwas zu ihm drang, was sie sprach, als suche er etwas, das weit in der Ferne lag.

Dann fiel wieder Feuer in den Blick des Doktors. Doch ernster noch, voll gesammelter Kraft blieb sein bleiches, beherrschtes Antlitz.

Er faßte Ihre Hand und hielt sie fest in der seinen. Seine Stimme klang voll und weich. „Ich will versuchen, es mit meinem eigenen Vertrauen wettzumachen. Was die Leute im Dorf mein Geheimnis nennen — weshalb dieser Doktor Gentili, der doch einst in Bergamo ein gesuchter Chirurg war und eine gute Karriere vor sich hatte, in dieses rauhe Land, zu den Bauern in das Etschland gezogen ist —, vielleicht liegt darin die beste Antwort auf das, was Ihr mich fragt."

Ein Schatten senkte sich über seine Augen.

„Meine Frau hatte mir ein Kind geschenkt, einen Sohn. So sehr hatte die Entbindung an ihren Kräften gezehrt, daß ich als Arzt wußte, dieses Kind müßte für immer unser einziges bleiben. Meine Frau gab ihm den Namen, obwohl er ihm, wie ich prophezeite, wenig Glück brachte. Doch zunächst schien alles dem zu widersprechen. Arturo wuchs auf, ein prächtiger Junge, begabt, musikalisch und — alles in allem unser braver, lieber einziger Sohn.

Arturo fiel.

Am 4. März des Jahres 1917 beim Angriff auf die Costabella, nicht weit von hier.

Was war mir das Leben noch?

Nichts! Eine leere Hülle, eine tote Form! Vergeblich mühte ich mich, meinen Tagen noch einen Sinn zu geben. Mechanisch tat ich nur mehr meine Arbeit. Doch sie gab mir keinen Trost.

Es war ein Haß in mir, wie nur ein Mensch hassen kann, dem man das Liebste genommen hat. Jedem Deutschen, den ich sah, schrie ich ins Gesicht: ‚Du, du warst es, der meinen Sohn erschossen hat! Du! Mitten in das Herz! Du!'

Ich kam nach Bergamo, in ein Lazarett, in welchem verwundete Österreicher lagen. Hier waren sie, die Mörder meines Sohnes, die Menschen, die mir das eigene Leben zerstört hatten.

Doch so sehr auch der Haß mein Herz erfüllte, die Augen des Arztes sahen nur Menschen, Menschen in ihrem Leid, ihren Schmerzen.

Wo das Herz sich rächen wollte, half die Hand und heilte Wunden. Eine Welt ging in mir unter, eine neue erstand. Wie soll ich es sagen? Die Hand bezwang das Herz, der Arzt den schwer betroffenen Vater! Ich wollte gutmachen, was diese Menschen, ohne es zu wissen, Unrechtes getan hatten. Ein Entschluß erwachte in mir und gewann Gewalt über mich: Soviel Liebe wollte ich unter die Menschen säen, daß, soweit es von mir abhing, nie mehr der eine auf das Herz des andern zielen würde.

So wandelte sich mein Haß in Liebe.

Ja, ich liebe die Menschen hier im Lande und bin doch ein guter Sohn meines eigenen Volkes, das mir Kraft und Fülle genug verleiht, um auch euch zu lieben.

Ich erfuhr, wie schwer die Arbeit in der neugewonnenen Provinz sei, offener gesagt, wie schwer das Zusammenleben mit den Deutschen ist. Ich fuhr nach Meran, nach Bozen. Ich wanderte durch die Täler am Dachstein oder im Schwarzwald. Ich sah vieles auf unserer Seite, das mich bitter betrübte. Konnte es der Sinn des Krieges sein, einen neuen Krieg heraufzubeschwören? Einmal mußte doch der Wahnsinn ein Ende nehmen. Aber wozu sage ich das zu Ihnen, Agnes? Sie selber kennen die großen Fehler meiner Landsleute besser als ich.

Mein Haß stürzte sich nun auf alles, was, offen oder verschleiert, der Gewalt diente. Ja, nichts im Leben verabscheue ich mehr als die Gewalt, gleichgültig, in welcher Form sie auftritt. Ich hasse jenen Nationalismus, der nach Gewalt giert und dem eigenen Volke zu nützen vermeint, indem er andere Völker unterdrückt. Als Arzt kenne ichnur Menschen, nur arme, geplagte, müde, gehetzte Menschen. Es gibt keine italienische Tuberculose, so wenig wie es eine deutsche gibt, es gibt nur leidende Menschen.

Ihr wißt, Agnes, wie schwer es mir im Dorf gemacht wurde. Wie eine Hecke — haushoch voll Dornen — stand das Mißtrauen ringsum. Wohin ich griff, selbst, wo ich nur als Arzt kam, dieses Mißtrauen, dieses grausame, alles vergiftende Mißtrauen! Den Italienern, den wenigen im Dorfe, war ich zu deutsch gesinnt, für die Deutschen war ich Italiener. Das war genug. Meine Ansichten, meine Ideen, mein leidgeprüfter Pazifismus, was kümmerte es diese Menschen? Einer, der

junge Bergater, sagte es mir offen ins Gesicht: ‚Wenn wir schon keinen deutschen Doktor kriegen und einen welschen halten müssen, dann wollen wir einen, den wir mit Recht hassen können, der uns zu tun gibt, einen, der für sein Volk kämpft, wie wir für das unsere kämpfen!'

Hätte ich meine tapfere Frau nicht, hätte ich Fioll nicht gefunden, Euch, Agnes, und die Menschen, die zu Euch stehen, ich wäre an meiner Mission wahrscheinlich verzweifelt."

Er zog das Tuch aus der Brusttasche und tupfte den Schweiß von der Stirn.

„Darum sollt Ihr von mir keine Antwort begehren wo keine Antwort möglich ist: denn ich leide, was Ihr leidet.

Als Italiener, als Vater, der seinen Sohn der Nation geopfert hat, müßte ich antworten: Ja, geht! Geht hinaus in euer mächtiges Reich und überlaßt uns dieses Land. Doch als Mensch, als Arzt, als Freund müßte ich euch sagen: Nein, bleibt! Das ist euer Land, eure Heimat seit Anbeginn: Denn es ist seit mehr als einem Jahrtausend von Deutschen besiedelt. Und sollen eure Toten geringer zählen als unsere? Raub wäre es, wenn man euch dieses Land nehmen würde. Bleibt! Bleibt! Mit tausend Ketten seid ihr an diese Erde geschmiedet, die euer ist . . . ."

Er erhob sich und wandte sich ab.

Agnes sah, wie tief erregt er war, und drückte ihm innig die Hand. „Als Ihr mir geholfen habt, Christoph heimzuholen, als Ihr Lukas aus dem drohenden Tode gelöst habt, habe ich Euch gedankt, dem Arzt, dem Menschen. Nun danke ich Euch, lieber Freund, als dem Angehörigen einer Nation, die schuldlos ist an dem, was hier geschieht!"

„Dankt nicht, Agnes, denn ich habe Euch keine Antwort gegeben. Geht, habe ich Euch gesagt, und im gleichen Atemzuge: Bleibt! Ich habe Euch die Entscheidung schwerer gemacht, ich weiß es. So mag Euch doch das eine helfen: Zu wissen, daß es auf der Seite meines Volkes wie auf der Seite des deutschen Menschen gibt, die diese gewalttätige, brutale Politik aus tiefem Herzen verabscheuen!"

„Ich weiß es, Arturo", sagte Agnes fest, „und diese Gewißheit sollte allen, die es betrifft, die Entscheidung leichter machen!"

XXIV

Als Agnes auf dem Bahnhof in Donawitz aus dem Zug stieg, heulten die Sirenen. Es war eben Schichtwechsel. Die Straßen, die zum Eisenwerk führten, waren voll von Arbeitern. Unwillkürlich suchte Agnes unter den Vorbeieilenden nach Lukas. Nein, er war doch einige Stunden bergwärts, in Eisenerz.

Doch dies war nun seine Welt. Die Sirenen riefen wieder. Die ganze Luft war von diesem langgezogenen, sich steigernden und wieder senkenden Heulen erfüllt. Aus den Werkhallen drang der Lärm der Maschinen. Alles war in vollem, pulsendem Leben. Die Sonne vermochte nicht, durch den Qualm zu dringen, der über den Bergen lag, obwohl es schon über die Mittagsstunde ging. Dies gab dem verworrenen Durcheinander kommender und gehender Menschen etwas Gespenstisches.

„Ein Mensch, der sein Leben zwischen Korn und Wald verbracht hat", dachte Agnes, als sie rüstigen Schrittes die steile Straße hinanstieg, die in das Innere des Erzlandes führte — gerne ging sie zu Fuß, es tat ihr gut, nach der langen, ruhelosen Fahrt —, "ein Mensch solcher Art wird selbst ein Teil dieser beschaulichen Welt. Er atmet, er schreit, lebt wie alles Lebende um ihn. Der gleiche Rhythmus zwingt ihn in seinen Bann. Hier aber läuft alles der stillen, lärmlosen Art des Bauern entgegen. Ein anderes, härteres Gesetz gilt hier. Kein geruhsames Atmen — das stoßende Keuchen der Maschinen, kein gelassenes Schreiten — das hastige Jagen der Transportbahnen, der Schleppwagen, der Krane, kein Leben mehr aus Gottes Hand — ein Heulen, Lärmen, Arbeiten, ein Produzieren nach dem Willen der Menschen."

War dies also die Welt, die Lukas schon in seinen Knabenträumen ersehnt hatte, jene neue Welt, die berufen war, die stillere, Welt des Bauern abzulösen? Wollte sie dies, so mußte sie vor allem den Menschen selbst ablösen und ein neues Wesen schaffen, ein Wesen aus ihrer Art, mit ihrem Atem, ihrem Leben, einen Menschen frei von den Bindungen an das Natürliche. Agnes begriff, daß jene grausame Entscheidung, vor der die Heimat stand, durch die aus bodenfesten Bauern ruhelose Menschen der Straße werden sollten, aus dem gleichen Geiste kam. Es kam ihr vor, als walte darin ein dunkles, unheimliches Gesetz, das außerhalb des menschlichen Willens lag, als hätte ein Dämon die ganze Menschheit erfaßt. —

Die Straße erklomm eine Höhe. Aufatmend blieb Agnes stehen und blickte vor sich in das offene Land! Welch ein Bild!

Der Erzberg!

Agnes bekam Angst vor diesem Geist der Technik, vor diesen radikalen Realitäten, die da vor ihren Augen in gewaltigen Formen fessellos stampften und heulten. Sie bekam ein unbestimmbares Gefühl vom wahren Wesen der Proletarisierung der Massen, von der Dauerkatastrophe, in welche die Menschheit sich selbst hineinprosperiert hatte. Und Agnes bekam wieder Angst vor der Vergöttlichung des Materiellen, in welche die Menschheit zu verfallen schien, sie konnte alles, was in rascher Folge auf sie eindrang, mit ihrer reinen Güte und Einfalt nicht erfassen; denn sie glaubte an das Wunder im Menschen, ohne das er nicht leben kann.

Der Erzberg stand vor ihr. Ruhend wie ein gefesseltes Tier. Kein Berg, was man gemeinhin so nennt, der sich sachte aus dem Tale hebt und die waldgesäumte Linie seines Hanges allmählich hö-

her führt und höher und in leichtem Aufschwung den Gipfel nimmt! Nein, an diesem Berg war nichts mehr von jener feierlichen Erhabenheit alles Erschaffenen, das, aus dem Ewigen kommend, in das Ewige weist, nichts, das noch an Gottes Hand gemahnte. Zerstört war das Göttliche des Berges. Die äußere Schale, die Hülle war diesem Berg genommen. Sein Inneres lag offen. Ja, dieser Berg war überhaupt nur mehr ein Inneres! Ohne Wiese, ohne Wald, ohne Lebendes, vom Grunde des Tales bis in den Zug der Wolken ein völlig entblößtes, allen Natürlichens beraubtes Gebilde, bis ins letzte ein Berg der Menschen.

„So wie dieser Berg sähe die Welt aus", dachte Agnes, „wenn nicht Gott sie erschaffen hätte, wenn die Menschen sie gemacht hätten!"

Wie sich dieser Berg da von einer Stufe zur andern emporwarf, jede Vertikale sogleich mit einer Horizontalen beantwortend, brach er, was jedem anderen Berg gegeben ist, die ruhige Harmonie des Aufsteigens. Dieser Berg stieg nicht, er fiel nicht, er stand bloß, Stockwerk über Stockwerk, und glich dadurch mehr einem gigantischen Bauwerk — den Pyramiden Ägyptens etwa oder den Riesenpalästen Amerikas — als jenen grünen, anmutigen steierischen Waldbergen, die in der Runde um ihn herum standen und mit ihren sanften Kuppen — doppelt ruhig und sanft in dieser Nachbarschaft — wie rechtschaffende Brüder auf den ganz anderen in ihrer Mitte niedersahen.

Und es war dieses von allem Natürlichen Abgelöste, dieses Absurde, Zerrissene, dem Göttlichen Trotz Bietende, das Agnes bis ins Innerste erschauern ließ.

Und dieser Berg war von einem so wilden, tosenden Lärm erfüllt, als müsse er beständig die Unruhe, die in ihm lag, in die Stille der Welt hinausschreien. Das erhabene Bild der Berge, wie sie über Fioll standen, vor den gequälten Augen, fühlte Agnes, wie sehr das Schweigen, jene Sprache des Ewigen, zum Wesen der Natur gehört. Wie war doch das Rauschen der Wälder, das Säuseln des Windes in den Ähren oder die heilige Stimme des Donners feierlich und erschauernd schön anzuhören, wenn die Natur ihr großes Schweigen brach. War es nicht so: Je weiter etwas Erschaffenes von der Hast der Zeit entfernt war, desto tiefer konnte es schweigen. Nur das Kurzlebige mußte lärmen, um die knappe Frist seines Daseins mit so viel Geräusch zu erfüllen, daß der geringe Anteil an Bleibendem an wirklich Ewigem, überschrien wurde und niemand die eigene Hilflosigkeit hören konnte.

Lokomotiven, die auf den einzelnen steinbruchartigen Stufen des Berges hin- und herfuhren, einmal Wagen zogen, dann wieder Wagen von sich stießen, pfiffen laut und schrill, Signale antworteten. Ein riesiger Aufzug dröhnte, Metall schrie auf, Motoren brüllten, unausgesetzt knatterten die Bohrhämmer wie der Pulsschlag dieses überhitzten Lebens.

Plötzlich aber sprang irgendwo ein Heulen auf, so durchdringend, daß es alles andere, selbst das Schlagen der Hämmer übertönte.

Die Menschen hielten ein. Jetzt erst konnte Agnes sie erkennen; denn in ihren erdfarbenen Arbeitskleidern waren sie kaum von dem rostbraunen Gestein zu unterscheiden. Ameisenhaft irrten sie auf den Stufen umher, eilten nach unbekannten Zielen, sprangen in die Stollen und Löcher. Unheimlich war das Bild, unheimlicher noch in der atemlosen Stille, die eintrat. Es schien, als wären die Menschen plötzlich an ihrem eigenen Werk irre geworden und fürchteten die Rache des geschändeten Berges. Kein Mensch mehr, der Berg allein!

Sekunden, von dumpfer Spannung erfüllt. Plötzlich, als hätte der Berg, zürnend über all dies, was ihm widerfahren, mit einem Male Leben gewonnen und brüllte nun seine eigene gequälte Sprache, brach ein gewaltiges Krachen los. Die Erde hob sich aus den Angeln. Der Boden zitterte, die Luft schlug gewaltsam empor. In der aufeinanderfolgenden Flucht der Explosionen jagten Felstrümmer hoch, Wolken hüllten den Berg ein — grollend warfen die umliegenden Täler und Berge die brüllenden, bellenden Explosionen zurück, lange noch zitterte die Luft.

Vorbei! Langsam trat aus den Nebeln das Grundgerüst des Berges wieder hervor. Stufe baute sich auf Stufe. Menschen stürzten ameisengleich aus den Deckungen und warfen sich auf das losgelöste Gestein. Die Bohrhämmer begannen wieder zu pochen, die Maschinen lärmten, die Lokomotiven fauchten. Der Puls der Arbeit schlug. Der Berg gehörte wieder ganz den Menschen.

Agnes schritt in den kleinen Ort hinab, der wie ein Dorf, das seine Wiesen und Äcker vergessen hat, in der tiefsten Senkung des Tales lag.

Wieder Erwarten stille, trauliche Gassen! Heimelige Winkel, alte, festgefüllte Gewerkenhäuser, die in ihren klaren Maßen noch einen Hauch des alten kaiserlichen Österreichs bewahrten! Agnes nahm es dankbar hin. Es schien ihr, als wäre die gleiche Sehnsucht nach Geborgenheit in allen Menschen hier. Sie sah Arbeiter, denen man an ihrem offenen, festen Gesicht anmerken konnte, daß noch der Vater hinter dem Pflug geschritten war. In allem Losgelöstsein doch ein Suchen nach Bedingungen, nach Heimat!

Plötzlich erschrak Agnes, griff unwillkürlich nach dem Herzen.

An der Wand eines Werkgebäudes stand in großen, aufdringlichen Lettern:

„Lukas Hellensteiner."

Agnes war zu weit ab, um den Text des grellroten Plakates lesen zu können. Nur der Name sprang ihr entgegen und darüber das Bild ihres ältesten Sohnes Lukas.

So also traf sie ihren Sohn wieder. Den Namen und das Bild nur, ehe sie ihm selbst begegnete! Aus der Reihe des Geschlechtes gerissen, schrie dieser Name, der jahrhundertelang nur in dem

engen Bezirk um den Rojenberg geklungen hatte, laut und aufdringlich von den Wänden herab, den Häusern und Hallen, selbst von den Kranen, die auf den großen Halden steil in die Luft stießen.

Agnes trat näher an eines der Plakate heran und las es. Sie schob den Ärmel ihres dunklen Kleides zurück, um auf die silbergefaßte Uhr zu sehen, die sie am Handgelenk trug.

Um acht Uhr abends, in einer halben Stunde also, würde dieser Lukas Hellensteiner, von dem das Plakat sonst nichts verriet, in der Werkhalle VII über das Thema sprechen: "Hat der Arbeiter ein Recht auf den Streik?"

Agnes scheute alles, was ihre Gefühle der Öffentlichkeit preisgab. Zurückhaltung in allem Eigenen war ihr als Erbe in das Blut geschrieben. Wie aber würde sie jetzt Lukas antreffen? Im Kreise seiner Freunde, gewiß. Er würde sie vorstellen: „Meine Mutter, Verzeihung! Ich bin selbst völlig überrascht! Gestatten Sie, meine Mutter!" Namen, gleichgültige Worte, belanglose Fragen! „Wie war die Reise? — Wie — zu Fuß bis Eisenerz? Warum nicht mit der Bahn? Wir hätten einen Wagen gestellt! Warum hast du nicht telegraphiert, Mutter?" Und dann würde Lukas forteilen zur Versammlung.

Nein, da erschien es Agnes vernünftiger, Lukas wiederzusehen, wie er mitten in seiner neuen Aufgabe stand. Er würde sie bestimmt nicht erkennen. Ganz rückwärts, unter den letzten Zuhörern, würde sie sich einen Platz suchen.

Agnes brauchte nicht nach der Halle VII zu fragen. Aus den engen Gassen, den Straßen her, von allen Seiten kamen Menschen, die zur Versammlung eilten, immer enger schloß sich die Menge zusammen. Doch sie schienen nicht alle eines Sinnes zu sein, Rufe flogen von einem zum andern, flogen schärfer noch zurück. Ein gegenseitiges Abwägen, Prüfen! Eine unheimliche Spannung über dem Ganzen!

Manche der Arbeiter trugen ein Eßgeschirr bei sich, sie kamen von der letzten Schicht.

Ehe Agnes sich's versah, stand sie vor der großen Halle. Sie spürte, daß es hier keinen eigenen Willen mehr gab. Sie wurde von der Menge mitgerissen, in einen langen, schmalen Gang gestoßen und schließlich in eine Bankreihe gedrängt.

So kam sie weit vorne in der Mitte der Reihen zu sitzen. So groß war der Raum, daß sich das Gerüst des Daches im Dunkel verlor. „Ein Dom könnte es sein", dachte Agnes, „wenn die Maschinen Altäre und die Leute Andächtige wären!" Man hatte nur die kleinen Maschinen zur Seite geschafft. In wahllosem Durcheinander standen sie entlang den Wänden. Doch die großen von ihnen hatte man stehenlassen müssen. Wie gewaltige Ungetüme starrten sie auf die bewegte Masse der Menschen.

Scheinwerfer blendeten auf und warfen, was das Dunkel bisher verhüllt hatte, in grelles Licht.

Und dann kam Lukas.

Agnes hatte ihn vor allen andern schon erkannt. Wie schlug ihr Herz!

Lukas!

Er trug einen einfachen, grauen Anzug mit grünen Aufschlägen am Rock und einen Streifen an der Hose, jenen Anzug, den Agnes bei vielen Männern hier im Steirischen gesehen hatte. Fremd war ihr diese Kleidung an ihm. Doch wie er da, zwei Stufen in einem Sprunge nehmend, auf das erhöhte Rednerpult zueilte, fiel alles Fremde von ihm ab, war er ganz Lukas wieder, ihr Sohn, nicht anders schien es Agnes, als spränge er daheim über die Stufen zum Hause herauf.

Mit einer unwilligen Bewegung, die er sich schon als Knabe angewöhnt hatte, warf er die Haare, die im heftigen Aufwärtsspringen in die Stirn gefallen waren, nach hinten.

Ja, so war er immer: Voll Ungestüm, immer im Aufbruch, ganz Leben, ganz Tat!

Die kleine rötliche Narbe über dem Ohr! Wie viele Sorgen, welche Schmerzen!

Doch vergessen war alles in diesem Augenblick. Alles versank ins Wesenlose, denn nun begann er zu sprechen: Lukas!

Still wurde es in der großen Halle, daß es Agnes schien, als wäre sie allein, allein mit ihrem Sohn.

Agnes konnte nicht hören, was Lukas sagte, so sehr sie sich auch dazu zwingen wollte. Sie hörte nur, wie er sprach, ganz mit seinem Feuer, seiner leidenschaftlichen Hingabe, seiner Art, was er tat, ganz zu tun. Es war ein hartes, strenges Deutsch, doch mitunter fiel ein Wort hinein, das auf dem Rojenberg gewachsen war, ein derbes, kräftiges Bauernwort.

„Er ist aus Tirol!" sagte jemand.

Wie er mit einer flüchtigen Geste ein Wort hervorhob, wie er, in Eifer geratend, die Hand zur Faust ballte und sie dröhnend niederschlug, sie darauf wieder versöhnlich öffnete, wie alles an ihm mitsprach, mitlebte, die Augen vor allem, aus denen man die ganze Rede ablesen konnte, ohne sie zu hören — das war so ganz seine Art.

Wie hatte er gerufen?

„Streik ist Geständnis der eigenen Schwäche. Streik ist Verbrechen an der Nation. Streik ist politischer Selbstmord!"

Die Massen schwiegen einen Augenblick wie ohne Atem. Dann brach ein Sturm los. War es Beifall? War es Ablehnung? Es war wohl beides in einem; denn in das Toben hinein drangen schrille Pfiffe, Rufe, Schreie. Doch als würden sie damit erst zum Äußersten angefeuert, fiel die Masse selbst, das Schreien und Trampeln der andern übertönend in den Ruf:

„Hel — len — stei — ner!"

Als die Tausende diesen Namen, ihren Namen, in den Raum schrien, in dieser grausamen, unerträglichen Art, war es Agnes, als griffe eine fremde Hand nach ihrem Herzen. Lukas? Ihr Sohn? Gehörte dieser Sohn noch ihr? War er nicht

längst diesen Menschen verfallen? Ob sie ihn priesen, ob sie ihn höhnten, er gehörte ihnen.

Ach, da saß Agnes, eine Mutter, einsam, verlassen wie die unendliche Zahl der alternden Mütter und fragte ihr Herz, ob dieser noch ihr Sohn wäre.

Ja, in Schmerzen hatte sie ihn ins Leben getragen, in Schmerzen geboren, Leid und Liebe, ach, was hatte sie seinetwegen gelitten! War dies um dieser fremden, tobenden Masse willen geschehen?

Aus ihren Reihen hatten diese Menschen ihn herausgehoben, um sich ihr eigenes Bild zu setzen und sich in ihm wiederzufinden. Wie er die Zurufe der Tausende auffing und geschickt gewendet, vergrößert, vergröbert ihnen wieder zurückwarf, dieses Spiel von Ruf und Gegenruf, war es nicht das kreisende Selbstgespräch dieser ruhelosen, drängenden Masse? Und Lukas war ihr Mittler geworden.

Nein! Kein Stolz, kein mütterliches Glück des Wiederfindens! Nur das Gefühl einer ungeheuren Verlassenheit! Und über allem die Angst, ihn völlig zu verlieren, die Angst, daß er wie diese Masse selbst würde, ohne Eigenes, ohne jenes, das noch von der Mutter war und zu ihr gehörte, die Angst, daß er in dem chaotischen Strudel ertrank, fortgerissen wurde an fremde Ufer . . .

In diesem Augenblick hielt der Redner inne, wenige Sekunden nur, kaum, daß es jemand bemerkte. Sein Antlitz nahm plötzlich einen anderen Ausdruck an. Die Spannung wich. Der zürnende, strafende, höhnende, jubelnde Mund wurde ruhig. Ein Lächeln des Staunens glitt über das gelöste Antlitz.

Der Redner neigte unmerklich das Haupt . . . Agnes allein bemerkte dies, und es durchfuhr sie wie eine Kraft, die aus einer anderen Welt kam. Sie errötete wie ein junges Mädchen, das nach langem, vergeblichem Suchen seinen Liebhaber wiedergefunden hat. Verlassen, einsam? Wie konnte sie dies nur glauben? Überglücklich war sie in diesem Augenblick.

Nichts mehr hörte sie von all dem, was Lukas, sich wieder in die frühere Haltung zurückverwandelnd sprach. Sie sah ihn noch immer, wie er ihr staunend zugelächelt hatte, dieses glückliche, freie knabenhafte Lächeln.

Der Redner schloß

Atemlose Stille.

Und plötzlich brandete ein Jubel auf, daß Agnes, selbst mitgerissen, freudig einfiel. Wie ein Zauber schien ihr alles um sie. Sie erwachte erst, als Lukas sie mit beiden Armen umfing.

„Mutter!"

Kein Wort konnte sie sprechen. Sie blickte nur in seine dunklen Augen, die von Liebe überströmten.

„O Lukas!" Ihre Stimme klang voll verhaltenem Glück, „was bist du für ein tüchtiger Mensch geworden!"

Mit zarten Fingern fuhr sie ihm über die Stirn, über das Mal.

„Tut es noch weh?"

„Mitunter!" Er lächelte. Es war sein gutes, fröhliches Knabenlächeln wieder. „Ich brauche doch etwas, was mich noch an damals erinnert."

„So solltest du nicht sprechen, Lukas, Längst ist alles vergessen."

Lukas half der Mutter in den Mantel.

„Wir müssen eilen. Ich muß leider mit dem Nachtzuge fort, es ist unaufschiebbar, ich muß morgen früh zur Belegschaft in Köflach sprechen. Ich wußte ja nicht, daß du kommen würdest, Mutter!"

Er schob seinen Arm unter den ihren und blickte dabei nach der Uhr.

„Drei Stunden noch!" Hastig schritt er dem Ausgang zu.

Die kleinen Gassen schwiegen. Der Mond kam hinter dem Walde herauf. Steil über die Dächer empor ragte die bizarre Silhoeutte des Erzberges.

Auch jetzt zu nachtschlafender Zeit ruhte die Arbeit an dem Ungetüm nicht. Tausende von Lampen erhellten gespenstisch die Terrassen, aus deren nebelhaften Umrissen der Lärm etwas gedämpfter erklang, kein einzelnes Geräusch war mehr zu unterscheiden, es war ein brausendes Brodeln, das immer wieder von dem Geheul der Sirenen oder dem kurzen, schrillen Pfiff fahrender Lokomotiven unterbrochen wurde.

Mutter und Sohn gingen durch die Gassen. An der Seite trat eine Kirche aus dem Dunkel, verängstigt, schüchtern und unwichtig schien sie, verglichen mit den gewaltigen Massen der Werkgebäude.

„Ja, Gott ist klein geworden in eurer Welt", sagte Agnes.

Lukas sah auf: „Gott?" Dann: „Ja, Mutter, Gott wohnt im Himmel und nicht im Eisen. Er wohnt in den Bergen und nicht in den Werkstätten."

Agnes blieb stehen: „Lukas, so sprichst du zu mir? Was habe ich dich gelehrt von Kindheit an? Weiß du nicht, daß Gott überall wohnt, allgegenwärtig ist und — merke es dir, Lukas — allmächtig!"

„Mutter, ich sagte das vorhin nur nebenhin, du darfst das nicht ernst nehmen."

„Man spricht von Gott nicht nebenher, Lukas. Aber sage mir wenigstens, wo unser Freund Goldiner wohnt, ist er nicht hier in Eisenerz? Wie geht es ihm? War er nicht in der Versammlung heute?"

„Nein, Mutter — wenn du eine Ahnung hättest, wieviel wir zu tun haben, wir ersticken fast in Arbeit. Goldiner ist gerade in Wien, er führt einen harten Kampf gegen seine Gegner. Man will ihn ,den Mann, der in Eisenerz lebte und kämpfte sein ehrliches ganzes Leben lang, absetzen, verdrängen. Er sei nicht modern genug, sagen sie, er verstünde die neue Zeit nicht. Mutter, es werden

wohl dieselben Kräfte dahinterstecken, die unsere Heimat auslöschen und verschachern wollen. Wenn Goldiner seine Direktorstelle verliert, habe ich niemanden mehr hier, der mir wesensverwandt und in wahrer, tiefer Freundschaft zugetan ist wie er. Wenn man ihn verjagt, werde ich einrücken. Ich bin trotz des Riesenbetriebes einsam, Mutter, und es geschieht hier so vieles, was mir nicht gefällt." Plötzlich faßte er die Mutter unter dem Arm: „Aber nun bin ich froh, in deiner Nähe sein zu dürfen, Mutter. Du gibst mir Kraft und Freude. Wie sieht es daheim aus? Steht der Langkofel noch? Ich träume oft von ihm!"

„Seit du fort bist, hat sich vieles geändert bei uns daheim!"

„Ja, Mutter, weißt du, einmal hatte ich geglaubt, ich könnte ohne ihn nicht leben, ich würde, wenn ich morgens aus dem Bette spränge, und er, der Langkofel, stünde nicht vor mir, ich würde, ich weiß nicht —"

„Weiterschlafen würdest du!" lachte die Mutter.

„Ja, gewiß. Jetzt habe ich diesen da mit dem Langkofel vertauscht." Er wies mit der ausgestreckten Hand nach oben. „Nicht mehr ein Berg, der als stiller Wächter und Freund mich täglich grüßt, kein Berg des Mutes, der Kühnheit oder der Sonne, doch ein Berg der Arbeit, ein Berg der Bewährung, der Prüfung des arbeitenden Menschen!"

Aus den Hallen dröhnte der Lärm der Maschinen. Feuer zuckten über den nächtlichen Himmel, als stünde irgendwo ein schweres Gewitter.

„Der Stahl, ja! Er hat mich ganz gepackt, damals, Mutter, als ich nach monatelangem Siechtum langsam wieder zu mir gefunden hatte. Die Arbeit hat mich gesund gemacht. Doch ich sah diese Dinge mit einem Male ganz anders. Wie soll ich sagen? Nicht mehr technisch! Ich sah sie in ihrem Bezug auf den Menschen, rein menschlich, verstehst du mich, Mutter?"

Er zeigte auf ein langgestrecktes Gebäude, in welchem die Feuer der Glutöfen aufflammten.

Halle III. Hier schaffte Goldiner, hier habe ich einmal gearbeitet."

„Lukas, immer war ich in Sorge um dich. Doch seit ich dich da oben stehen sah, allein vor diesen vielen Menschen . . ."

„Warst du zufrieden, Mutter?"

„Ach, zufrieden? Was soll dieses Wort? Doppelt groß ist meine Sorge nun. Viel lieber sähe ich dich an deiner Drehbank wieder, in der kleinen Dachkammer . . ."

„Steht sie noch?"

„Es ist alles geblieben, wie es war. Dein Zimmer auch, jede Stunde kannst du kommen."

„Und Anselm?" fragte Lukas zögernd.

„Er ist ein Fioller von der besten Art geworden!"

„Von Christoph keine Antwort?"

Agnes fuhr auf: „Hat er etwa an dich geschrieben?"

„An mich? Du weißt doch, Mutter, wie wir geschieden sind. Er glaubt, ich allein wäre an seinem Unglück schuld. Er haßt mich, wie nur Christoph hassen kann!"

„Es war alles so verworren und sehr traurig. Und nun? Wie anders ist doch alles gekommen!"

Lukas schwieg.

Er trat auf eines der Arbeitshäuser zu und schloß das Tor auf.

„Nun gehörst du ganz mir, Mutter, mir allein!" rief er und stürmte die Stiege empor.

Sie sah die niedere Kammer. Er streifte die Bücher, die auf dem Sessel lagen, fort, um Platz zumachen. Mit dem Ellbogen fuhr er rasch über den Tisch.

„Nicht so, Lukas!" lächelte die Mutter. Am liebsten hätte sie hier gleich Ordnung gemacht. Diese Bücher! Überall lagen sie, nur nicht im Regal, wohin sie gehörten; denn dort stand Geschirr, unabgewaschen.

Die Mutter griff nach dem Tablett und wollte das Geschirr nehmen. Er wehrte es ihr. „Dazu ist nicht Zeit, Mutter!" Wieder ein Blick auf die Uhr, der wievielte schon! „Kaum zwei Stunden noch! Ich muß den Nachtzug sicher erreichen. Ich kann die Versammlung nicht absagen! Das mußt du verstehen!"

Er rückte den Stuhl zurecht. „Wir haben keine Zeit mehr, Mutter! Doch die Zeit hat uns. Könntest du nicht einige Tage dableiben, ich bin morgen abend fertig und könnte übermorgen mittag wieder da sein."

Agnes zwang sich dazu, die Unordnung einfach zu übersehen. „Das geht nicht. Ich muß zurück. Hier also wohnst du?"

„Ach wie schad ist das, Mutter, aber nun erzähle, bitte. Hast du schon gegessen? Wirklich?"

Agnes nickte bloß. Sie begann, in ihrer Tasche zu suchen. „Dies soll ich dir bringen!"

Lukas nahm die kleine Photographie.

„Die Ev?" rief er. „Hat sie denn meinen Brief nicht bekommen? Sie muß ihn doch erhalten haben! Ich habe ihn eingeschrieben gesandt. Die Bestätigung habe ich aufgehoben!" Er riß die Lade heraus. Agnes sah, wie erregt er war.

„Lukas, was hast du denn? Du mußt Ev verstehen . . ."

„Ich verstehe sie, Mutter. Doch — versteht sie mich? Ich habe alles abgebrochen, was hinter mir liegt. Zum Teufel, wo ist denn diese Bestätigung?"

„Laß es, Lukas! Ich brauche sie nicht. Ev wird deine Absage wohl erhalten haben. Sie sprach nur nicht davon. Das ist nicht ihre Art. Du weißt, wie sie ist. Still und bescheiden, nach innen gekehrt. Es dauert lange, bis sie sich ganz gibt und bindet. Doch dann, wenn sie einmal entschieden hat, gilt es fürs Leben!"

„Hier ist sie!" rief Lukas und schwenkte das Papier in seiner Hand.

„Es ist gut!" sagte die Mutter, ohne hinzusehen. Sie hob die Photographie auf, die Lukas beim Herausziehen der Lade zu Boden gestreift hatte, und reichte sie ihm wieder.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Ohne Priester kann die Kirche ihre heilige Mission nicht erfüllen. Die Priesternot ist groß. In Lateinamerika z. B. lebt ein Drittel aller Katholiken der Welt, während dort nur 8% der katholischen Geistlichkeit, der heute ungefähr 393 925 lebenden Priester, arbeiten. Vollentwickeltes katholisches Leben ist immer auch Mutterleben: Es gebiert ununterbrochen neue Apostel, neue Priester. Der gegenwärtige schreiende Priestermangel beruht teils auf der Tatsache, daß vieles in unserem katholischen Leben nur halb entwickelt bleibt: Es gibt zu viel „halb-katholisches Leben! — teils auch auf der anderen Tatsache, daß nämlich die Kirche wächst und ihre Arbeit in Erziehung und Verwaltung immer anspruchsvoller wird. Sie braucht Priester überall. Unsere Sammlung will armen katholischen Jungmännern helfen, Priester zu werden.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,720.22
Ein Leser, Claybank, Sask.	10.00
Mrs. A. Meyer, Vancouver, B. C.	1.00
Mrs. M. Volk, Schuler, Alta.	1.00
Mrs. R. Schmitz, Humboldt, Sask.	1.00
Mrs. M. Schimnowsky, Carmel, Sask.	5.00
A. Binder, Vancouver, B. C.	8.00
	$6,747.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,605.87
M. Kerdsche, Vancouver, B. C.	2.00
	$1,607.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. Main, Germany
„Rundfunk und Fernsehen im Blick der Kirche"

Die Herausgeber dieses Werkbuches – Dompräbendar Dr. **Karl Becker**, der Leiter der Bischöflichen Hauptstelle der Katholischen Rundfunkarbeit in Deutschland, und Pfarrer **Karl-August Siegel**, der Fernsehbeauftragte der katholischen Bischöfe Deutschlands – geben eine umfassende Übersicht über die im Blickfeld der Kirche auftauchenden Probleme des Rundfunks und Fernsehens. Ihre eigenen Aufsätze und viele Beiträge fachkundiger Mitarbeiter skizzieren und vertiefen die grundsätzlichen und praktischen Aufgaben, die sich aus der wachen Mitsorge der Kirche für eine glückliche und verantwortungsbewußte Handhabung dieser modernen publizistischen Medien ergeben. In einem besonderen Teil wird die orientierende Stimme des Papstes und der Bischöfe dokumentarisch festgehalten. Zum Schlusse werden noch sorgfältig ausgewählte statistische und organisatorische Angaben mit vielen nützlichen Hinweisen beigefügt.

Das so entstandene Handbuch nach dem Vorwort des Bischofs von Limburg, Dr. Wilhelm Kempf, „ein Zeitdokument eigener Art" – wird künftig allen, die an den Erziehungs- und Bildungsaufgaben des Rundfunks und des Fernsehens irgendwie beteiligt sind, unentbehrlich sein. Eltern, Lehrer und Seelsorger, Gruppen und Verbände, Hörergemeinschaften und Teleclubs, aber auch die im Rundfunk und im Fernsehen unmittelbar Tätigen finden hier gründliche und gültige Orientierung über die gemeinsamen Sorgen und Aufgaben eines verständnisvollen Gespräches zwischen Kirche und Welt.

Verlag Herder, Freiburg i. Br., Germany
Theodor Schnitzler — „Die Messe in der Betrachtung"

2 Bände, Kleinoktav – Band I: Kanon und Konsekration. 3. Aufl. 314 Seiten, Leinen 8.80 DM
Band II: Eröffnung, Wortgottesdienst, Gabenbereitung, vom Hochgebet, Kommunion, Abschluß und Nachhall, 380 Seiten, Leinen ca. 10.— DM
Dieses Betrachtungswerk möchte dem Beter die vertrauten Geheimnisse der heiligen Messe neu erschließen, indem es die vielen und wichtigen Ergebnisse der modernen theologischen Wissenschaft und der religionsgeschichtlichen Forschung auswertet. Josef Andreas Jungmann, der Meister der Liturgiewissenschaft, schreibt im Geleitwort
„Wie der gewiegte Archäologe aus wenigen Bruchstücken das ganze Gebäude oder Bildwerk wiedererstehen läßt, dem sie entstammen, so weiß der Verfasser aus den sparsamen Worten des heiligen Textes, den wir täglich hastigen, allzu hastigen Schrittes durcheilen, die geistige Welt der großen Väter erstehen zu lassen. Wenn wir auf seine klare und freundliche Stimme einige Augenblicke gehört haben, werden wir das Staunen lernen und mit neuer Ehrfurcht dem Geheimnis nahen, in dem Gottes Liebe uns täglich berühren will."
Der erste Band erreichte in knapp zwei Jahren drei Auflagen und ist bereits ins Italienische übersetzt. Der zweite, abschließende Band erscheint jetzt.

„Vergiß die Freude nicht" 64 Seiten, Pappb. 3.80 DM
Der Verfasser dieses liebenswerten, köstlichen, lebensnahen und weisen Bändchens über die Freude, **Pius-Aimone Reggio, ist** Dominikaner. In der Türkei, in Smyrna, geboren, erhielt er seine Ausbildung in Frankreich und lebt nun in Deutschland. In Italien, Frankreich und Deutschland hat er gepredigt, was dieses Bändchen enthält. Klar und gründlich sagt er, was es um die Freude ist und wie man zu ihr gelangt. Dazu hat er nicht nur die Briefe des heiligen Paulus, in denen sehr viel von der Freude die Rede ist, zu Rate gezogen und die Lehre des heiligen Thomas von Aquin, auch die Großen der neueren Zeit, wie Pascal und Péguy, und die Weisheit des Ostens kommen zu Wort. Sie zeigen uns jenes Geheimnis der Freude, das uns fähig macht, uns allezeit zu freuen. Das Büchlein ist nicht nur vom Thema, sondern ebenso von der Ausstattung her — mit einem vierfarbigen Umschlagbild — zum Schenken wie geschaffen.